

Deborah Powell

# Heißer Winter in Texas



Ariadne Krimi



## Das Buch:

Wir schreiben das Jahr 1936 in Houston, Texas. Kriminalreporterin Hollis Carpenter, die Lesbe mit dem etwas zu losen Mundwerk, stolpert unfreiwillig über eine Intrige, die ihr bald über den Kopf wächst. Was tun, wenn die Gesetzeshüter korrupt und die Gangster mächtig sind? Hollis zieht klare Grenzen und kündigt erst mal ihren Job ...

## Die Autorin:

Deborah Powell stammt ursprünglich aus Sunflower im Staate Mississippi, lebt aber mit ihrer Liebsten und zwei Hündinnen in Houston. *Heißer Winter in Texas* ist die erste einer Folge von nostalgischen Kriminalparodien mit der Heldin Hollis Carpenter.

**Deborah Powell**

# **Heißer Winter in Texas**

**Aus dem Amerikanischen von Tine Plesch**

**Ariadne Krimi 1045**

**Argument**

**Titel der amerikanischen Originalausgabe: Bayou City Secrets**  
**© 1991 by Deborah Powell**

**Lektorat: Else Laudan**

**Deutsche Erstausgabe**  
**August 1993**  
**Alle Rechte vorbehalten**  
**© Argument Verlag 1993**  
**Rentzelstraße 1, 20146 Hamburg**  
**Telefon 040 / 45 36 80 – Telefax 040 / 44 51 89**  
**Titelgraphik: Johannes Nawrath**  
**Signet: Martin Grundmann**  
**Texterfassung durch die Übersetzerin**  
**Fotosatz: Mößner und Steinhardt, Berlin**  
**Druck: Clausen & Bosse, Leck**  
**ISBN 3-88619-545-7**

***Mama und Daddy  
fürs Komischsein***

Es ging mir fabelhaft, als ich an jenem Morgen zur Arbeit aufbrach, trotz des für Houston ungewöhnlich kalten Wetters. Das Thermometer am Zaun zeigte minus sechs Grad, aber aus dem Norden wehte ein starker Wind, und die Luft war klamm. Es fühlte sich eher nach minus dreißig Grad an.

Ich sprintete zu meinem Wagen, sprang hinein, schnappte mir meine Decke und stopfte sie um mich herum fest, drehte den Zündschlüssel, schaltete das Licht an und rammte den Starter rein. Die Maschine erwachte und fing an zu schnurren. Ich stieg härter aufs Gaspedal als nötig, um zu fühlen, wie der Wagen einen Satz vorwärts machte. Ich hatte ihn mir erst vor vier Monaten zugelegt, im Oktober, als die ersten 36er Fords auf den Markt kamen. Vorher hatte ich ein rostzerfressenes A-Modell gefahren, das ich von einem Schwarzbrenner in Galveston erstanden hatte. Nach dem Kauf wurde mir klar, daß er in diesem Auto jeden Milliliter des Selbstgebrannten Gifts, das er verschob, transportiert haben mußte. Das Ding lag in den letzten Zügen und zerfiel wie die Laken eines zweitklassigen Bordells, aber Joe Glaviana war nicht der Typ, bei dem

du einen Wagen reklamierst und dein Geld zurückverlangst. Also fuhr ich die verdammte Kiste, bis ich eines Morgens aus dem Haus kam und einen Priester sah, der das Wrack mit Weihwasser besprengte und mit der letzten Ölung versah. Mein neuer Ford hat fünfundachtzig Pferdestärken und acht Zylinder, und wenn ich die Maschine auf Touren bringe, hebt sie ab und fliegt. Und das liebe ich – abheben und fliegen.

Ich bog Richtung Woodhead ab, fuhr nach West Gray und von da aus ins Stadtzentrum. Ich überholte so viele Autos, wie es irgend ging, und fegte gerade wie eine Rakete durch den vierten Bezirk, als ein alter Mann in einem verwaschenen Overall auf einem mit Heu beladenen und von zwei Maultieren gezogenen Karren vor mir einscherte. Zu Tode erschrocken stieg ich auf die Bremse, dröhnte ihm meine Hupe um die Ohren und riß das Auto herum, um Haaresbreite an ihm vorbei. Im Rückspiegel sah ich ihn winken. Zumindest hielt ich seine Geste für ein Winken – einer seiner Finger schien mir ungewöhnlich lang zu sein.

Ich fand einen Parkplatz hinterm Rice Hotel und ging den einen Block zum Gebäude der *Houston Times* zu Fuß. Die hohen Gebäude bildeten einen Tunnel, durch den ein eisiger Wind peitschte. Ich schob mich durch eine der vier messingverzierten Glastüren, nickte der Gestalt hinter dem großen schwarzen Empfangstisch in

der Mitte der rosamarmornen Halle zu, ging zum Fahrstuhl und drückte den großen Messingknopf.

Die Tür sprang mit einem zornigen Krachen auf. Ein kleiner vertrockneter Mann in einer kastanienbraunen Uniform, die ihm mindestens drei Nummern zu groß war, saß auf einem Hocker neben den Kontrollschaltern. Seine Mütze saß fest auf seinen Ohren, und ihr Schirm bedeckte seine Brauen. Wäßrig blaue Augen starrten drohend darunter hervor.

»Guten Morgen, Ben«, sagte ich und ignorierte mit Bedacht seine mürrische Feindseligkeit wie an jedem Arbeitstag der letzten fünfzehn Jahre. Ich hatte den Eindruck, daß etwas an ihm anders war, aber ich kam nicht dahinter, was. Und ich wollte es auch gar nicht zu genau wissen.

Ich betrat den Fahrstuhl, stellte mich an die Rückwand und wartete. Nichts geschah. Er rührte sich nicht. Ich biß die Zähne zusammen, entschlossen, nicht als erste den Mund aufzumachen. Wir blieben eine kleine Ewigkeit so stehen, bevor er schließlich fragte: »Stockwerk, bitte?«

Ich fühlte, wie meine Hände sich öffneten und schlossen, und ertappte mich dabei, daß ich verlangend seinen schmalen mageren Nacken musterte. Es war nämlich so, daß ich an wenigstens fünf Morgen in jeder Woche der letzten fünfzehn Jahre diesen Fahrstuhl

betreten hatte, und Tag für Tag fragte er mich, in welches Stockwerk ich wollte. Nach zwei Arbeitswochen hatte ich beschlossen, die Routine zu durchbrechen, indem ich an Bord sprang und »Acht, bitte« flötete, bevor er etwas sagen konnte. Aber als ich das tat, fuhr er mich an, er kenne mein Stockwerk genau. Dann knurrte er etwas über gewisse Leute, die glaubten, nur weil gewisse andere Leute es bloß zum Fahrstuhlführer gebracht hätten, müßten sie zwangsläufig blöd sein.

Sobald er die Tür zugeknallt und den Hebel nach oben gedrückt hatte, würde er mir irgendeine besonders deprimierende Geschichte aus seinem häuslichen Leben erzählen.

»Meine Frau hat gestern abend das Badepfimmer waubergemacht und auf Verwehen meine Pfähne in die Toilette geworfen. Wie lagen in Klopapier gewickelt auf dem Waffbeckenrand, und wie hat sie sie genommen und in die Toilette geworfen und die Spülung gepfogen, bevor sie es merkte. Wie wollte sie den Klempner holen, damit er mir die Dinger wieder raufholt, aber ich hab ihr gewagt, das ich die verflückten Dinger nicht mehr will, wenn sie mal in der Toilette waren. Würden Sie das noch wollen?« fragte er.

Ich hatte gewußt, daß etwas an ihm anders war. Sein Mund war in sein Gesicht gesunken, und er sah aus, als hätte er einen Trichter verschluckt.

Mit einem Ruck hielten wir im achten Stock. Ich begriff, daß er eigentlich eine Antwort erwartete, also murmelte ich ein paar verständnisvolle Worte und klopfte ihm auf die Schulter. Ich nahm an, daß mir allein dieses Verhalten einen Platz im Himmel sichern dürfte. (Abgesehen von all den anderen netten Dingen, die ich in meinem Leben vollbracht hatte. Ich ging nicht wirklich davon aus, schlecht dazustehen, wenn ich an der Himmelpforte Rechenschaft ablegen müßte, aber es würde sicher nicht schaden, einen kleinen Extravorrat an guten Taten aus dem Hut zaubern zu können.)

Mit diesem selbstgerechten Gedanken im Kopf stieg ich aus dem Fahrstuhl.

Die Nachrichtenredaktion nahm den ganzen achten Stock des *Times*-Gebäudes ein. Schon um neun Uhr morgens schwebte über den Schreibtischen eine dichte Wolke aus dem Rauch von Zigaretten und billigen Zigarren wie ein einsamer Geist über Gräbern. Eine Gruppe Männer hatte sich um einen Schreibtisch zu meiner Rechten versammelt und steckte die Köpfe zusammen – sie platzten fast vor Lachen, zweifellos über irgendeinen obszönen Witz, wie ich in meiner frommen Stimmung angewidert feststellte.

»Hey, Hollis!« brüllte mir einer entgegen, »komm mal rüber und erzähl den Jungs hier den Witz von dem Vertreter, den du mir gestern erzählt hast. Ich hab' die Pointe vergessen!«

»Ich kann jetzt nicht, Jungs. Ich muß Kelly in seinem Büro erwischen, bevor er nach oben geht und mit seinem täglichen Geschleime anfängt. Mir ist sowieso schleierhaft, warum er bei der jahrelangen Arschkriecherei noch nicht an chronischer Gelbsucht eingegangen ist.« Ich ließ sie darüber wiehern und ging zu meinem Schreibtisch. Niemand konnte mich jetzt aufhalten! Ich zog meinen Mantel aus, warf ihn über meine Schreibmaschine und ging los zum Büro des Nachrichtenchefs.

Aus dem Augenwinkel konnte ich Ed McNaspy über seine Schreibmaschine gekrümmt sehen. Er besaß das fleckige Gesicht und die rote Nase des schweren Trinkers und hatte die Angewohnheit, eine flache Chromflasche in seiner linken Gesäßtasche zu tragen, die er in regelmäßigen Abständen herauszog, wozu er laut mit den Lippen schmatzte und verkündete, es sei Zeit für ein bißchen Sumpfwasser. Seine grünen Zähne sprachen dafür, ihn wörtlich zu nehmen, weshalb ich mich manchmal fragte, ob in der verdammten Flasche nicht tatsächlich Sumpfwasser war.

Ich mußte an seinem Schreibtisch vorbei, um in Kellys Büro zu kommen, und ging schneller, in der Hoffnung, daß er mich nicht bemerken würde. Doch er erhob sich schwankend und taumelte mir in den Weg. Seine Hose war zu eng und zu kurz. Sein Hemd war schmierig und zerknittert, und mir war nicht danach, auch nur ansatzweise zu überlegen, woher das schleimige gelbliche Zeug auf seiner Krawatte rühren mochte. Jedesmal, wenn ich Ed ansah, konnte ich das dringende Bedürfnis von Carrie Nation verstehen, Kneipen kurz- und kleinzuhacken. Ich hob warnend eine Hand und sagte: »Laß mich heute lieber in Ruhe, Ed.«

»Hey, Hollis, wie wär's, wenn du und ich heute abend nach der Arbeit mal ausgehn? Erstmal ›n paar trinken und dann gehn wir zu dir und machen's uns richtig schön.« Es fehlte nicht viel, daß er lallte, und er schaute sich rasch um, ob die anderen Männer ihm auch zusahen. Das taten sie. Es war so still im Raum, daß man hätte hören können, wie der bärtigen Dame im Zirkus der Schnurrbart sprießt.

McNaspy hatte diesen immergleichen Blech geredet, seit er vor drei Jahren anfing, bei der *Times* zu arbeiten. Meistens hatte er sich nach ungefähr einer Woche so weit von meiner verbalen Dresche erholt, daß er den Nerv hatte, von vorn anzufangen. Aus irgendeinem nur

ihm bekannten Grund schien er zu glauben, daß er diesen Schlagabtausch eines Tages gewinnen könnte.

»Nein danke, McNaspy. Ich weiß, daß ich wahrscheinlich vor Reue nächtelang kein Auge zutun werde, aber ich schätze, lieber gehe ich gleich nach Hause und trinke eine Flasche Batteriesäure«, sagte ich rasch und versuchte an ihm vorbeizukommen.

Er griff nach meinem Arm und zog mich an sich. »Für was sparst du's auf, Hollis? Es wird vertrocknen, wenn du's nicht gebrauchst. Ich meine, wär' doch ›n Jammer – oder?«

Ich habe eine kleine *bulldyke* – eines dieser sehr bissigen, sehr angriffslustigen und sehr lesbischen Wesen. Sie ist siebeneinhalb Zentimeter groß und lebt auf meiner Schulter. Bekleidet ist sie mit einem kleinen roten Frack und Turnschuhen; sie hat Hörner und einen Schwanz. Sie trägt außerdem ein Billardqueue bei sich, mit dem sie mir einen aufmunternden Stoß versetzt, wenn sie will, daß ich auf etwas reagiere, das ich lieber ignorieren würde. Sie flüstert mir etwas zu, ich öffne meinen Mund, und schon ist es ausgesprochen. Mein Instinkt riet mir, McNaspy zu ignorieren, und sei es nur im Wissen, daß er der Mühe nicht wert war. Sie schubste mich, mein Mund öffnete sich, und mit ebensoviel Erschrecken wie Resignation hörte ich, was ich zu sagen hatte.

»Ich werd<sup>t</sup> dir sagen, was ein Jammer ist, McNaspys. Irgendeine bedauernswerte Frau, die mit dir und deinem verschrumpelten alten Schwanz ins Bett steigen muß. Das und nichts anderes ist ein elender Jammer, McNaspys!« Ich knurrte drohend und schubste ihn, so daß er abrupt in seinem Stuhl zu sitzen kam. »Und faß mich ja nie wieder in deinem Leben an, sonst trete ich dir so in die Eier, daß du sie als kleine rosa Ohringe tragen kannst.«

Ich ging ab und mußte mich nicht umdrehen, um zu wissen, daß McNaspys Gesicht einen dunklen Rotton angenommen hatte. Er würde den Rest des Morgens damit verbringen, in der Nachrichtenredaktion herumzuhängen und jedem und jeder in Hörweite zu erzählen, was für eine »gottverdammte Perverse« ich sei. Das gefiel mir nicht besonders, andererseits gefiel mir auch nicht besonders, daß ich nicht als Königin von England zur Welt gekommen war. Es brauchte nicht allzuvielen Erfahrungen dieser Art, um auf die Knie zu sinken und Gott dafür zu danken, daß ich Frauen den Männern vorzog. Ich summte »Lobet den Herrn, von dem aller Segen ausgeht« und stapfte zu Kellys Büro.

Nach einem herzhaften Klopfen stand ich im Zimmer, bevor er mich hereinbitten konnte. Ich wußte, daß er so oder so absolut nichts tun würde. Ich hatte unrecht. Er hing zurückgelehnt in seinem Sessel und

starrte mit leerem Gesichtsausdruck aus dem Fenster. Kelly war ein distinguiert aussehender Mann Ende Fünfzig, der Tweedjacketts mit Lederflicken an den Ellbogen trug und eine Bruyerepfeife rauchte. Er sah aus, als müsse er intelligent sein, aber er war es nicht. (Ich hatte mit einem der Männer aus der Redaktion eine Wette laufen: Sollte Kelly jemals einen intelligenten Gedanken fassen und ihn in Worten ausdrücken, mußte ein derartiges Vakuum entstehen, daß sein Gesicht gleichsam an den Hinterkopf gequetscht würde.) Er war nie ein guter Journalist gewesen, und er hatte seinen Job, weil er unvergleichliches Geschick darin besaß, sich zu bücken und die Arschfalte jedes beliebigen Vorgesetzten zu küssen, der sich im Umkreis von drei Metern blicken ließ. Als ich eintrat, schrak er auf, griff nach einem Stapel Papier und tat, als würde er lesen.

Ich ging die Sache ohne Umschweife an: »Ich will eine Gehaltserhöhung, Kelly. Ich habe seit über einem Jahr keine mehr gehabt. Ich bin die beste Kriminalreporterin bei dieser Zeitung und wahrscheinlich in der ganzen Stadt. Vorige Woche wurde Richard The Rabbi Goldfein wegen vorsätzlichen Mordes verurteilt, und zwar fast ausschließlich aufgrund von Informationen, die ich über ihn gesammelt habe. Diese Zeitung hat exklusiv darüber berichtet. Die Associated Press hat letzte Woche ein

Feature über mich gebracht, in dem ich als ›brillante Journalistin‹ bezeichnet wurde.« Ich hielt inne, um Luft zu holen und mir rasch noch ein paar Gründe auszudenken, warum ich eine Gehaltserhöhung verdient haben könnte.

»Sie haben recht, Hollis. Sie können eine Gehaltserhöhung haben«, antwortete Kelly mit strahlendem Gesicht.

Mein Herz schlug schneller, aber ich war verwirrt. Ich hatte einen Kampf erwartet. Es konnte doch nicht so einfach sein? Ich rutschte vorsichtig von meinem Stuhl, drauf und dran aus dem Zimmer zu verschwinden, bevor er es sich anders überlegte. Dann bemerkte ich sein Lächeln. Ich habe bei Männern, die in orangefarbenen Karoanzügen auf Gebrauchtwagenmärkten herumlungern, ehrlichere Gesichter gesehen. Dazu kam die sichtlich schuldbewußte Miene. Ich fühlte, wie sich meine Haut über Stirn und Wangen zusammenzog. Das Pochen wanderte vom Herz in den Magen. »Schön, Kelly. Wo ist der Haken?«

»Wovon reden Sie? Da ist kein Haken. Sie haben großartige Arbeit geleistet, und JJ und ich, wir waren beide der Meinung, daß Sie dafür belohnt werden sollten«, sagte er mit weinerlichem Unterton.

Das hörte sich völlig falsch an. Und er war so nervös wie Konfuzius in einer Nikolausmontur. Ich überlegte, ob ich ihn richtig in die Mangel nehmen sollte – Folter in bester Polizeimethode, bis er auspackte –, aber er war mir so schon zu sehr in der Defensive. Also versuchte ich eine andere Taktik.

»Entschuldigung, Kelly, ich weiß auch nicht, was mit mir los ist.« Ich grinste dümmlich. »Sagen Sie JJ bitte auf alle Fälle vielen Dank von mir. So, nun will ich mal schleunigst an meinen Schreibtisch zurück. Ich muß an der Story arbeiten, von der ich Ihnen letzte Woche erzählt habe. Sie wissen schon, die Waffen, die aus der Beweisaufnahme verschwunden sind. Das gibt bestimmt Schlagzeilen. Also, ich geh<sup>«</sup> dann mal.« Ich drehte mich um und wollte mich davonmachen.

»Warten Sie mal, Hollis, eine Sekunde. Ich hab<sup>«</sup> noch mehr gute Nachrichten für Sie.« Sein Lächeln sah allmählich wirklich klebrig aus. »Diese Geschichte können Sie vergessen. JJ und ich haben darüber gesprochen und uns entschieden, sie fallenzulassen. Sie werden einen besseren Auftrag kriegen. JJ will, daß Sie über die Hundertjahrfeiern in Dallas und Houston berichten.« Ich starrte ihn schweigend an. Nach ein paar Sekunden unter meinem Blick begann er sich zu winden und rot anzulaufen. Sein Gewissen war so rein wie der Boden eines Affenkäfigs.

»Mr. Delacroix hat gestern JJ angerufen und ihm gesagt, wir sollten unseren besten Reporter auf diese Sache ansetzen. Er ist persönlich daran interessiert. Sein Ururgroßvater hat in der Schlacht von San Jacinto gekämpft, Hollis. Außerdem, Himmel, das Blatt gehört ihm, und er kann damit machen, was er will. Und er kann auch mit Ihnen machen, was er will. Wenn er Ihnen sagt, daß Sie sich eine Glühbirne in den Hintern stecken und jedesmal aufleuchten sollen, wenn Sie ›Yellow Rose of Texas‹ hören, dann werden Sie das tun. Verstehen Sie, Hollis?«

»Lassen Sie mich das mal klarstellen, Kelly«, sagte ich ruhig. »Im Buffalo Bayou treiben jeden Tag mit Zement beschwerte Leichen, die so viele Einschußlöcher aufweisen, daß ein Sieb dagegen wie ein Festkörper wirkt. Fünf Gangster teilen die Stadt untereinander auf, Gangster, denen es einerlei ist, ob sie wen anschauen oder wen abknallen. In jedem Café, in jedem Lebensmittelladen, in jeder Eisdiele und in jedem Billardsaal in dieser Stadt stehen Spielautomaten aller Art, die dreißig zu eins auszahlen, wenn man gewinnt. Was man aber leider nicht kann. Der Staatsanwalt schreit nach Zusammenarbeit mit der Polizei – die nicht zustande kommt, weil die Polizei damit beschäftigt ist, in teuren Autos rumzufahren, um ihre Anteile abzukassieren. Diese Stadt steht sämtlichen Gaunern,

Huren, Zuhältern, Schwindlern, Kokainsüchtigen, Schwarzbrennern und Spielern offen, die hier ihr Süppchen kochen wollen – und Sie möchten, daß ich all das fallenlasse und statt dessen über einen Haufen Partys schreibe, auf denen ein Haufen Leute herumhängt, die so reich sind, daß sie sich nicht mal selbst in der Nase bohren müssen? Zur Hölle, die mieten sich lieber zwei Schleimbeutel, die das erledigen – selbstverständlich für jedes Nasenloch einen. Der Höhepunkt der Veranstaltung wird wahrscheinlich darin bestehen, daß ein paar Saftsäcke aus River Oaks in Houston mit ein paar Saftsäcken aus Oak Lawn in Dallas die Schlacht von Alamo nachstellen, während ihre geschätzten Gattinnen nach Paris fliegen, um für ein Kleid mehr Geld auszugeben, als die meisten Menschen in ihrem ganzen Leben verdienen. Das ist doch so, Kelly? Ist das nicht die Story, auf die Sie mich ansetzen wollen?«

Die Scharlachröte seines Gesichts war zu Weiß verblichen. Er sah aus, als hätte ich die Farbe aus ihm herausgeprägelt. Das falsche Grinsen war verschwunden, und er hatte Angst. Wahrscheinlich war er deshalb so ein begnadeter Arschkriecher geworden – weil er sich vor unangenehmen Konfrontationen fürchtete.

»Nun kommen Sie schon, Hollis. Es hat doch keinen Sinn, sich so aufzuregen.« Seine Hände flatterten wie ein Paar Aasgeier, die ein Gürteltier sehen, das ein wenig zu langsam war, um heil über die Landstraße zu kommen. Sie umkreisten seinen Schreibtisch, um dann auf seine Pfeife herabzustoßen. Er stopfte sie mit nervösen Fingern, wobei er ringsum Tabak verstreute, beugte sich vor, um die Brösel vom Tisch zu pusten, und blies dabei den halben Papierstoß durchs Zimmer. Dankbar für diese Ablenkung bückte er sich, um alles aufzusammeln.

»Ich mach< das nicht.« Meine Stimme erreichte den Gefrierpunkt. »Ich werde nicht über die Hundertjahrfeier berichten. Ich bin Kriminalreporterin, und darin bin ich gut.« Ich klappte meinen Mund zu, bevor ich anfang, mich zu wiederholen.

»Sie haben keine Wahl«, murmelte er unter seinem Schreibtisch hervor.

»Was soll das heißen – ich hab< keine Wahl? Ich hab< jede Menge Möglichkeiten. Ich würde es allerdings vorziehen, wenn ich mich für die eine oder andere nicht entscheiden müßte. Holen Sie JJ her, Kelly, und wir klären diese Geschichte ein für alle Mal.«

»Es sind JJs Anordnungen, Hollis. Er will, daß Sie es machen. Schluß. Ende der Diskussion.« Seine Stimme wurde schrill.

»Dann kündige ich«, sagte ich. Mein Magen war ein Knoten, und meine Kehle fühlte sich an wie ein zugeschnappter Riegel.

Sein Kopf flog hoch und schlug gegen die Schreibtischkante. Obendrein biß er sich auf die Zunge, Tränen schossen in seine Augen. Zum ersten Mal seit Beginn dieses Gesprächs fühlte ich eine gewisse Befriedigung.

»Ich kann jetzt nicht klar denken«, wimmerte er kläglich und tastete nach seinem Taschentuch, um die Tränen abzuwischen, die ihm übers Gesicht liefen. »Sie können nicht kündigen.«

»Ich hab<s gerade getan, Kelly.« Ich wirbelte auf dem rechten Fuß herum, um den Raum zu verlassen. Schwerer Fehler. Ich verzog mir etwas in meinem rechten Knie, in dem ich ohnehin die Folgen einer alten Verletzung spürte. Statt stolz mit dramatischem Schwung aus dem Zimmer zu marschieren, schlurfte ich ein Bein nachziehend von dannen.

Ich hinkte zu meinem Schreibtisch, schnappte mir Mantel und Handschuhe und humpelte zum Aufzug, ohne nach rechts oder links zu sehen. Ich stach zu heftig auf den Knopf ein, so daß mir der rechte Zeigefinger umknickte. Wenn ich so weitermachte, konnte ich mit dem Krankenwagen heimfahren.

Die Fahrstuhltür ging auf, und Bert starrte geradeaus, ohne die leiseste Spur von Wiedererkennen in seinen Augen. Er öffnete seinen zahnlosen Mund, um nach dem Stockwerk zu fragen, aber bevor er ein Wort herausbrachte, hatte ich seine Schulter mit einer Hand gepackt und zgedrückt wie ein Schraubstock. Ich spürte, wie sich mein Gesicht verzog, als der Schmerz meinen lädierten Finger durchfuhr. Berts Mund klappte auf vor Qual und Entrüstung. Er sah mir ins Gesicht. Ich kniff die Augen zusammen, und meine rechte Augenbraue schoß in die Höhe. Meine Lippen fühlten sich schmal und hart an. Seine Augen weiteten und sein Mund schloß sich. Meine Hand krallte sich noch fester um seine Schulter. Er sah mir unentwegt in die Augen. Zum ersten Mal seit fünfzehn Jahren schloß sich die Tür sanft, und wir fuhren in tiefem Schweigen ins Erdgeschoß. Ich fragte mich, ob ich den Platz im Himmel verloren hatte, den ich mir am Morgen verdient hatte, als ich freundlich zu ihm gewesen war. Ich dachte etwa eine Zehntelsekunde über diese Frage nach, bevor ich beschloß, daß es mich einen Dreck scherte.

Ich erwachte am nächsten Morgen mit steifem Hals und Gliedmaßen verspannt wie Spiralfedern von dem Versuch, an ungefähr fünfzehn Zentimeter Bett geklammert zu schlafen. So wache ich jeden Morgen auf. Wenn ich einschlafe, liege ich in der Mitte des Bettes und meine Hündin rollt sich an meiner linken Seite zusammen. Die Nacht über schubst und schiebt sie so lange, bis ich direkt an der Kante liege und ihr das restliche Bett gehört. Ich weiß nicht, wie sie das macht – oder warum –, sie wiegt nämlich kaum fünfzehn Pfund. Den Winter über gestattet mir sie einen Zipfel Bettdecke von der Größe eines Damentaschentuchs, und im Sommer strampelt sie so lange herum, bis sie mich unter der gesamten Bettdecke begraben hat. Seit sie bei mir ist, habe ich keine einzige erholsame Nacht gehabt.

Ich drehte langsam meinen Kopf zur Seite und spürte ihren warmen Atem auf meiner Wange, konnte ihre Kinnhaare fühlen, die geheimnisvollerweise immer nach heißen Maisfladen rochen. Ich versuchte, sie etwas beiseite zu schieben, damit ich genug Platz hatte, um auf dem Rücken zu liegen. Ihre Beine versteiften sich

sofort, und ihre kleinen spitzen Krallen gruben sich wie Speere in meinen Rücken. Ich seufzte und gab auf.

Meine Zähne klapperten, als ich mich aus dem Bett wälzte und ins Badezimmer schlurfte.

Ich drehte die Gasheizung an der Wand auf, knipste das Licht an und sah versehentlich in den Spiegel. Unwillkürlich stieß ich einen Schrei aus und griff nach dem Waschbecken, um mich zu stützen. Als ich vor einigen Jahren dreißig geworden war, hatte ich einen Pakt mit mir geschlossen, nämlich daß ich erst in einen Spiegel sehen durfte, wenn ich eine Stunde wach war.

»O Gott! Ich sehe aus wie Gertrude Stein!« Zur Strafe starrte ich mich weiter an. »So ist's recht, sieh nur hin. Sieh dir dieses erbärmliche Wrack an. Hilf Himmel, ich kriege ein Doppelkinn! Das ist ja ganz was Neues.«

Als ich gerade erwog, nach dem Rasiermesser zu greifen und diesem Trauerspiel ein Ende zu machen, schrillte das Telefon. Ich schleppte mich ins Schlafzimmer zurück und schnarrte »Wer ist da?«, obwohl ich wußte, wer es war. Die weltweit einzigen Menschen, die mich um diese Uhrzeit anrufen, sind Gael und Katherine. Am vorigen Abend war ich noch bei ihnen vorbeigegangen, um ihnen von dem Fiasko in Sachen Arbeit zu erzählen, und am Ende des Abends hatten wir mehrere Flaschen von dem mordsteuren

französischen Wein zur Strecke gebracht, den Gael für besondere Anlässe bereithielt.

»Hallo Miss Carpenter, hier spricht die Sekretärin von Mr. Andrew Delacroix.« Gael sprach betont gewählt und geschäftsmäßig und versuchte ihre Stimme zu verstellen, indem sie sie ein paar Oktaven höher schraubte. Hah – ihre Darbietung wäre glaubwürdiger gewesen, wenn sie mit ihrer normalen Stimme gesprochen und sich eine Sonnenbrille aufgesetzt hätte. Meine Augen wurden schmal, und ich grinste dreckig, gab aber keinen Ton von mir.

Schließlich ließ sich die Stimme erneut vernehmen. »Miss Carpenter? Mr. Delacroix möchte gerne, daß Sie ihn heute abend bei sich zu Hause aufsuchen«, quietschte sie wenig überzeugend.

»Ha! Sagen Sie Ihrem Mr. Delacroix, daß ich nicht mehr für ihn arbeite und darum auch nicht mehr hüpfе, wenn er ›Frosch‹ sagt. Richten Sie ihm aus, daß er auf seinen Knien anrutschen und um eine Audienz bitten kann, wenn er mich sehen will. Vielleicht lasse ich mich dann herab, mit ihm zu sprechen. Vielleicht auch nicht. Und ich wünsche noch einen schönen Tag!« Mit einem boshaften Grinsen ließ ich den Hörer möglichst laut auf die Gabel scheppern. Ich konnte fast vor mir sehen, wie die beiden sich vor Lachen am Boden wälzten. Spaßvögel.

Anice hob den Kopf, ihre Augen schmale Schlitze, und warf mir ein mißbilligendes Stirnrunzeln zu, weil ich herumlärmte, während sie zu schlafen versuchte. Sie gähnte, um dem Nachdruck zu verleihen. Ich griff mir meinem Mantel und langte ins Bett, um sie für ihren Morgenspaziergang einzusammeln. Wie ein Piranha nagte sie an meinem Finger, bevor ich sie hochheben konnte.

»Na, toll«, sagte ich, schleppte sie zur Haustür und versuchte, ihr die Leine anzulegen. Sie schnappte mit den Zähnen danach, biß sich fest und wirbelte solange damit herum, bis von der Leine nichts mehr übrig war und sie sich vollständig eingewickelt hatte. Dann linste sie mich von schräg unten an, ob ich auch zusah.

»Okay, kleine wilde Frau. Ich sehe dich. Bist du jetzt fertig?« Ich entwirrte Leine und Hündin. Sie versetzte der Leine noch ein paar Stöße, um sicherzugehen, daß sie tot war.

Wir gingen auf unseren Spaziergang, der heute doppelt so lange dauern würde, denn Anice liebte es, mich bei schlechtem Wetter auszuführen. Ein schneidender Wind wehte, während wir dahinschlenderten. Die Gefahrenzone befand sich drei Häuser weiter. Dort lebte unsere Erzfeindin, Mrs. Dantzer. Ich sah, wie sie mit ihren winzigen roten Rattenaugen hinter dem Vorhang hervorspähte, als wir

vorbeiflanierten. Sie duldeten keine Hunde in ihrem Hof (wie wir herausfanden, als wir vor zwei Jahren in diese Gegend zogen. Eines Morgens, als ich schläfrig darauf wartete, daß Anice ein braves Mädchen sein würde, war Mrs. Dantzer schrill schreiend aus dem Haus gerannt. Wie eine Berserkerin hatte sie mich angebrüllt, ungefähr eine halbe Ewigkeit lang. Ich hatte vergeblich versucht, sie zu beruhigen). Heute morgen winkte ich unschuldig dem Vorhang zu, derweil Anice in dieselbe Richtung nickte. Aus dem Augenwinkel sah ich, wie der Vorhang herabfiel, als wir den nächsten Hof erreichten. Mrs. Dantzer ging jede Nacht um zehn Uhr schlafen, und um halb elf schlichen Anice und ich schnurstracks in ihren Hof, damit Anice ihr Geschäft erledigen konnte. Ich war eigentlich nicht besonders stolz auf dieses abendliche Ritual, aber ich konnte mich auch nicht überwinden, damit aufzuhören.

Der Himmel war grau. Der Wind war eisig. Die Bäume waren kahl. Der Tag war trübe. Mir gefiel das. Etwa die Hälfte der Jahreszeit, die wir in Houston »Winter« nennen, ist der Himmel wunderbar blau, und die Temperaturen sind mild. Mir würde der echte Winter nicht weiter fehlen, wenn nur die Bäume ihre Blätter behalten würden. Aber es gibt nichts Deprimierenderes als einen schönen, frühlingsmilden Tag mit nackten, schwarzen Bäumen.

Als wir nach Hause kamen, klingelte das Telefon. Gelassen tigerte ich nach hinten ins Schlafzimmer. Natürlich wieder Gael und Katherine. Sie wußten nie, wann Schluß war.

»Hallo, Miss Carpenter?« sagte eine Männerstimme.  
»Hier spricht Andrew Delacroix.«

Ich hätte fast in den Telefonhörer gebissen.

»Ja?« Ich hörte mich an, als wäre mein Hals ein Luftballon, dessen Ende jemand so weit zudrückte, daß die Luft nur quietschend daraus entweichen konnte. Ich versuchte, mich leise zu räuspern, aber es klang bedenklich nach entgleisendem Zug.

»Meine Sekretärin hat mir ausgerichtet, daß ich Sie auf den Knien um eine Audienz bitten müßte, aber ich dachte, ich versuche es zuerst telefonisch«, sagte er höflich.

Ich fühlte, wie ich rot wurde, und fing an, eine Erklärung zu stammeln, aber dann dachte ich, zur Hölle mit ihm.

»Ich wüßte gern, ob Sie vielleicht heute abend zu mir kommen könnten – auf ein paar Drinks mit meiner Frau und mir?« fragte er.

»Heute?« fragte ich, um Zeit zu gewinnen und mir darüber klar zu werden, was das alles zu bedeuten hatte. Ich wußte, daß ich eine gute Journalistin war und ein Gewinn für die *Times*, aber ich hatte nicht damit

gerechnet, den Eigentümer persönlich an der Strippe zu haben. Ich hatte erwartet, daß Kelly zwei, drei Tage verstreichen lassen und mich dann anrufen würde, um zu verhandeln. Oder vielleicht würde sogar JJ Mattox, der Chefredakteur, bei mir anklingeln – nicht aber Andrew Delacroix. Ich begann, mich höchst wichtig zu fühlen.

»Ja, heute abend bitte«, bekräftigte er fast entschuldigend. »Ich muß morgen zu einer Konferenz nach New York und hatte sehr gehofft, vor meiner Abreise mit Ihnen sprechen zu können.«

»Oh. Aha. Ja, ich schätze, es geht heute abend. Ich brauche allerdings Ihre Adresse.«

Natürlich, wo sollte er auch sonst wohnen? Ich schrieb mir die Adresse in River Oaks auf. »In Ordnung«, meinte ich lässig, als wäre ich regelmäßig in Häusern am River Oaks Boulevard zu Gast.

»Gut, ich schicke Ihnen meinen Chauffeur gegen viertel vor fünf«, sagte er und legte auf, bevor ich etwas dagegen einwenden konnte.

»Er scheint zu denken, daß Lohnsklaven keine Autos haben«, murmelte ich. Dann stapfte ich in die Küche, wo Anice bereits stand und mit ihrem Stummelschwanz wedelte. Ich machte uns Frühstück, was bedeutete, daß ich eine frische Tüte Ingwerkekse aus dem Küchenschrank holte und eine Flasche Coca Cola aus

dem Eisschrank. Wir gingen ins Wohnzimmer, das zugleich das Eßzimmer war, und nahmen am Eßtisch Platz. Ich legte Anice ein Plätzchen vor und nahm mir selber auch eins. Ich mache mir nicht viel aus Ingwerkekse, aber sie sind Anices Lieblingsmahlzeit und daher unser übliches Frühstück.

Ich trank einen Schluck Cola und erzählte Anice von Mr. Delacroix' Anruf. Ich sagte ihr, er wolle mich wohl überreden, an meinen Arbeitsplatz zurückzukehren. Sie fand ganz entschieden, ich solle ihm sagen, er könne sich den Job in seinen versnobten Hintern stecken, bis ich ihr auseinandersetze, daß ich einen Job brauchte, um das Geld zu verdienen, mit dem ich die nächsten Ingwerkekse kaufen könnte. Sie änderte sofort ihre Meinung – das Leben, erklärte sie, bestehe eben aus Kompromiß und Verhandlung, aus Geben und Nehmen. Manchmal sei es auch nötig, sinnlosen Stolz herunterzuschlucken. Ich sprach es nicht aus, aber im stillen fand ich, daß sie unter Druck ganz schön leicht umkippte. Hoffentlich würde nie mein Leben davon abhängen, daß sie bei einem Verhör durch den Feind dorthalten müßte. Schweigend aßen wir die restlichen Kekse. Vielmehr ich aß schweigend. Sie schmatzte und knirschte mit den Zähnen.

Den Rest des Tages verbrachte ich damit, lauter lästige Dinge zu erledigen, zu denen ich anscheinend

sonst nie kam. Danach nahm ich ein heißes Bad, um mich für das Delacroix'sche Heim zu wappnen. Das heiße Wasser fühlte sich wunderbar an und tat meinen Knien gut, die bei dem kalten Wetter höllisch schmerzten. Ich hatte sie mir ruiniert, als ich mit ein paar mexikanischen Kindern Fußball spielte und dabei eine schnelle Drehung machte. Die Kinder lebten in der Nachbarschaft meiner Tante in Brownsville. Ich war damals elf.

Meinem rechten Knie ging es besonders schlecht. Über die Jahre hatte ich versucht, das zu kompensieren, indem ich mein ganzes Gewicht auf die linke Seite verlagerte. Das hatte dazu geführt, daß mein linker Knöchel ausgeleiert war. Ich stellte mir nur sehr ungern vor, in welcher Verfassung ich wohl mit achtzig sein würde.

Als ein schwarzer Packard genau um viertel vor fünf vor mein Haus glitt, war ich gestiefelt und gespornt. Die Karosserie war so lang, daß die Kühlerhaubenverzierung in Amarillo hätte sein können, während das Heck noch in Houston stand. Entweder war das meine Mitfahrgelegenheit, oder in der Nachbarschaft war jemand gestorben.

Ich ging aus dem Haus, drehte mich um und winkte noch einmal Anice zu. Sie saß auf ihrer Ledercouch und sah aus dem Fenster auf die Straße hinaus, ihren grauen

Kopf zur Seite geneigt. Sie würde hier warten, schlafen oder die Passanten anbellern, bis ich nach Hause kam.

Der Chauffeur stieg aus dem Auto, als ich näherkam, und öffnete mir die hintere Wagentür. Er trug eine schwarze Uniform – passend zum Auto, dachte ich. Niedlich. Ich ignorierte seine hilfreich ausgestreckte Hand und stieg ein. Dann fuhr er an, und wir schwebten die Straße hinunter wie eine schwarze Gewitterwolke. Die Limousine erregte so viel Aufsehen, daß ich das Gefühl hatte, in einer rollenden Neon-Kinoreklame zu fahren. Ich hoffte, sämtliche Nachbarn sahen mich – vor allem Mrs. Dantzer. Ich probierte die Sitzfederung aus, spielte mit all den verchromten Griffen, schnupperte an der Blumenknospe in der winzigen Porzellanvase und roch an den Ledersitzen, bis ich merkte, daß der Chauffeur mich im Rückspiegel beobachtete. Wir lachten beide gleichzeitig los. Er hieß Barry. Als wir in den River Oaks Boulevard einbogen, waren wir alte Kumpel.

Die Delacroix wohnten nur drei Hausnummern vom River Oaks Country Club entfernt, dessen Lichter strahlten, als ob dort ein Film von Busby Berkely gedreht würde. Wir befanden uns in den Außenbezirken der Stadt. River Oaks bildete die westliche Grenze, danach kam nichts mehr außer Wäldern, versumpften Flußarmen und Wassermokassinschlangen. Wir bogen

in eine kreisförmige Auffahrt. Das Haus war weißgetüncht, ein zweistöckiger neoklassischer Prunkbau. Ringsum aufgestellte Säulen krönten das architektonische Konzept. Delacroix' vier Wände waren nur unwesentlich kleiner als Chicago und standen auf mehreren Morgen des teuersten Baugrunds von Houston, Texas.

Zwischen uralten Eichen und Magnolien schwebten wir die Einfahrt hoch. Der Park war mit Azaleen, Oleanderbüschen, Rosen und Kamelien bepflanzt und würde in etwa einem Monat erblühen. Beziehungsweise die Azaleen würden in einem Monat blühen. Die anderen würden sich anschließend reihum ablösen. Das Haus sah aus, als wäre es in Natchez oder Atlanta aus dem Boden gerissen und in Houston fallengelassen worden – mit Garten und allem, was dazugehört. Fast erwartete ich, daß eine Frau im Reifrock auf der Veranda erscheinen und in Ohnmacht fallen würde.

Wir bremsten vor dem Haupteingang, und noch bevor ich aus dem Auto steigen konnte, wurde die Haustür von einem Butler in Frack, Handschuhen und Gamaschen geöffnet. Allmählich überwältigte mich das Ganze doch. Der Mund des Butlers bewegte sich etwa einen Zehntelmillimeter pro Mundwinkel aufwärts, und ich begriff, daß er sich um ein Lächeln bemühte. Es sah aus, als täte es ihm weh. Wenn dieser Mensch jemals

zufällig lachte (was ihm natürlich nie passieren würde), gäbe es vermutlich ein Geräusch, als zerrisse jemand billigen Baumwollstoff.

Er sagte: »Bitte folgen Sie mir.«

Ich war froh, daß er nicht »Mir nach« sagte wie bei den Marx Brothers, weil mich das unweigerlich verleitet hätte, ihn nachzumachen, während er die Eingangshalle durchschritt. Er ging unerhört steifbeinig, den Oberkörper vorgestreckt, der Hintern ragte in die Luft. Ich gab mir Mühe, jetzt nicht an einen Entenbürzel zu denken.

Der Fußboden der Halle war aus hellblondem Holz, und aus irgendeinem Grund verursachten meine Schuhe ein Geräusch wie ein Vorschlaghammer auf Eisenbahnschwellen, als ich hinter dem Butler herstapfte. Ich erwog, auf Zehenspitzen dahinzuschleichen, aber das wäre noch auffälliger gewesen. Ich hasse sowas. Warum konnten sich diese verdammten Butlerfüße so geräuschlos bewegen?

Er führte mich in ein Zimmer mit Teppichboden, dem Himmel sei Dank. Alles war weiß hier: Wände, Möbel, Teppich, Vorhänge – sogar das Telephon. In einem riesigen Kamin an einer Seite des Raums prasselte ein ordentliches Feuer. Es sah aus wie eine Kulisse für Jean Harlow.

Mit Grabesstimme teilte mir der Butler mit, daß Mr. und Mrs. Delacroix jeden Augenblick herunterkämen und ich es mir bequem machen solle. Er wandte sich ab und verließ den Raum. Was für ein begnadeter Komiker. Ich persönlich fand die Vorstellung, daß er sich den ganzen Tag in meinem Haus herumdrücken könnte, entsetzlich. Lieber in Ballettschuhen mit rutschendem Höschen vor Publikum tanzen.

Ich durchquerte das Zimmer, um die Bilder an der Wand zu betrachten. Der Teppich war so dick, daß ich mir vorkam, als würde ich den Sumpf von Atchafalaya durchwaten. Die Bilder entpuppten sich als Monets, Renoirs, Manets. Dazwischen hingen ein paar Van Goghs, damit die Mischung stimmte. Ich fragte mich, ob sie oben die Mona Lisa versteckt hatten. Der bloße Gedanke so zu leben machte mich völlig benommen.

Ich schlenderte umher, bis ich an eine verschlossene Doppeltür kam. Ach, zum Teufel – warum nicht einen Blick dahinterwerfen? Ich öffnete die Tür und spähte durch den Spalt. In diesem Raum herrschte der Krieg: Auf großen Tischen waren Miniatursoldaten aufgestellt, die verschiedene Schlachten aus der Geschichte nachkämpften. Porträts berühmter Generäle zierten die Wände, und es gab allerlei militärisches Spielzeug: Musketen aus dem Bürgerkrieg, Säbel aus der französischen Revolution und sogar die eine oder

andere alte Uniform. Es war faszinierend – zu faszinierend.

»Andrews Vater war im Ersten Weltkrieg Oberst der amerikanischen Armee«, sagte eine Stimme an meinem Rücken. »All das hat er zu Lebzeiten gesammelt und dann Andrew hinterlassen. Andrew ist sehr stolz drauf.«

Hinter mir stand Lily Delacroix. Sie war mittelgroß und so schlank, daß sie fast zerbrechlich wirkte. Ihr schwarzes, glattes, glänzendes Haar war zu einem Pagenkopf mit langem Deckhaar geschnitten. Ihre vollen Lippen waren rot, und ihre zarte Haut war blaß. Sie war die schönste Frau, die ich je in meinem Leben gesehen hatte. Neben ihr sah jeder andere Mensch unscheinbar und schwerfällig aus. Aber das wußte sie nicht.

Mir wurde klar, wie lange ich schon dastand und sie ansah. Ich machte meinen Mund auf, um irgend etwas zu sagen, brachte aber keinen Ton heraus. Ich machte meinen Mund wieder zu. Wahrscheinlich sah ich aus wie ein Fisch auf dem Trockenen.

Sie stand da, wartete – und dann lächelte sie. In diesem Moment traf mich eine Kugel aus einer zwölfkalibrigen Flinte mitten in die Brust. Ich griff mit beiden Händen nach meinem Herz und stolperte rückwärts. Ich schaute an mir herunter – aber da war

kein Blut, ich keuchte nur. Da begriff ich, daß gar niemand auf mich geschossen hatte. Die Explosion war nur innerlich. Ihr Lächeln hatte sie ausgelöst.

»Ist alles in Ordnung?« fragte sie besorgt. Ihre Stimme war tiefer als erwartet und ein wenig heiser. Das gefiel mir sehr. »Sie sehen ein bißchen seltsam aus.«

Sie trat einen Schritt näher und lächelte wieder – aber dieses Mal war ich vorbereitet. Es fühlte sich nur an wie ein Schuß aus einer 45er. Ich schwankte ein wenig und setzte mich auf das Sofa hinter mir.

»Kann ich Ihnen einen Drink anbieten?« fragte sie.

»Ja, sehr gern«, murmelte ich und nickte.

Sie klingelte nach dem Butler. »Geht es Ihnen auch wirklich gut?«

»Oh, ja«, versicherte ich. »Es geht mir wirklich gut. Ich habe bloß die ganze letzte Nacht an einer Reportage gearbeitet. Wahrscheinlich hat mich das mehr angestrengt, als ich dachte.«

Sie nickte mitfühlend, also spann ich meine Geschichte weiter, während ich sprach: »Wenn ich mich überanstrengte, kriege ich manchmal diese Schwindelanfälle und falle in Ohnmacht. Die Ärzte sagen, ich müßte mir keine Sorgen deswegen machen – es gibt auch sowieso nichts, was dagegen hilft.« Ich lächelte tapfer.

Sie nickte wieder, und ich redete weiter über meine neue Krankheit. Ich konnte einfach nicht aufhören. Solange sie dasitzen und mich anlächeln würde, würde ich dasitzen und reden. Wenn ich ihre Aufmerksamkeit nur hätte erringen können, indem ich in lila Lederhosen und einem roten Kopftuch Handstand machte – ich hätt's getan. Glücklicherweise kam es nicht so weit. Ich war gerade dabei, meiner Krankheit einen Namen zu geben, als der Butler mit den Drinks kam.

Er schob einen Servierwagen ans Sofa und begann, in einem Krug Martinis zu mixen. Normalerweise trinke ich nur Bourbon, aber ich schätzte, das sei hier weniger angebracht. So nahm ich einen Martini an und trank ihn in großen Zügen. Mein Mund war vom vielen Reden ganz trocken, und ich hielt mein Glas zum Auffüllen hoch. Der Butler spitzte mißbilligend die Lippen. Als Mrs. Delacroix sich von mir abwandte, um ihm eine Anweisung zu geben, schnitt ich eine Grimasse und streckte ihm probenhalber die Zunge raus. Er zuckte mit keiner Wimper.

Ich sah zu, wie sie mit ihm sprach, und mein Herz tanzte einen Charleston. Ihr langes Kleid hatte dasselbe Rot wie ihre Lippen. In den Klatschspalten hatte ich einiges über diese Frau und Ihren Mann gelesen. Es hieß, sie sei die bestgekleidete Frau von Houston und trage Kreationen von Mainbocher und von Molyneux,

der auch Mrs. Wallis Simpson einkleidete. Im Vergleich mit Lily Delacroix allerdings wirkte Mrs. Simpson wie eine Landarbeiterin in einem Drei-Dollar-Kleid von der Stange.

Lily – sie hatte mich zu diesem Zeitpunkt schon gebeten, sie Lily zu nennen – und ihr Mann waren die Lieblinge der feinen Gesellschaft von Houston. Sie waren reich, schön und rasend elegant. Ich hatte nicht damit gerechnet, Lily zu mögen. Ich hatte sie mir oberflächlich, eingebildet und dumm vorgestellt. Sie war es nicht. Ich hätte alles gegeben, um sie nur einmal zu berühren.

Als der Butler endlich gegangen war, plauderten wir über die Welt im allgemeinen. Wir sprachen über das ungewöhnlich kalte Wetter, über Hitler und Deutschland, König Edward und Mrs. Simpson (die sie völlig selbstverständlich und ganz ohne etwa Eindruck schinden zu wollen als David und Wallis bezeichnete – ich fand später heraus, daß Mrs. Simpson eine entfernte Cousine von ihr war). Sie war enorm belesen und kannte die meisten Leute, die für Schlagzeilen sorgten – oder war ihnen zumindest schon mal begegnet, einschließlich Adolf Hitler. Den hatte sie im Vorjahr in Berlin kennengelernt und fürchtete ihn. Die Reaktionen der Menschen auf seinen Größenwahn hatten ihr Angst gemacht. Sie hatte gesehen, wie Mitglieder der

Hitlerjugend einen alten Juden brutal zusammengeschlagen hatten. Der Bus, in dem sie saß, war einfach weitergefahren, ohne auch nur zu verlangsamen, und kein Fahrgast hatte das geringste Anzeichen von Unruhe gezeigt. Sie hatte gerufen, der Bus solle anhalten, aber die Frau neben ihr hatte sie auf den Sitz zurückgezogen und ihr geraten, den Mund zu halten, wenn ihr das Leben lieb sei. Sie hatte noch in derselben Nacht Deutschland verlassen und war weitergereist zum Herzog und Mrs. Simpson nach Fort Belvedere, dem Lustschlößchen im gotischen Stil, das mitten im Park von Windsor stand. Jetzt, da der alte König gestorben war, nahm sie an, daß Edward »Wallis« heiraten würde. Ich war anderer Ansicht – niemals würden die Briten akzeptieren, daß ihr König eine geschiedene Amerikanerin ehelichte, und er würde sie entweder aufgeben oder als Geliebte behalten müssen. Wir diskutierten immer noch darüber, als ihr Mann erschien.

Er war groß, schlank und dunkelhaarig. Sein Abendanzug war makellos, der Zweireiher wirkte wie von Engelshand genäht. Er sah gut aus, wenn auch ein wenig verschlagen. Von weitem hatte ich ihn schon früher im Büro gesehen. Jetzt konnte ich feststellen, daß seine Lippen zu schmal waren und sein Lächeln die schwarzen, marmorkühlen Augen nicht erreichte.

Die Delacroix<sup>c</sup> galten als das vollkommene Paar. In den Zeitschriften stand zu lesen, daß sie sich schon im Sandkasten ineinander verliebt hätten (ihre Mütter waren beste Freundinnen gewesen). Aus irgendeinem Grund war Lily durchgebrannt. Noch während ihrer Collegezeit hatte sie einen Künstler aus New Orleans geheiratet. Der erste Ehemann hatte sich umgebracht, und vor vier Jahren hatten sie und Andrew schließlich geheiratet. Sie war damals fünfunddreißig und er ein paar Jahre älter. Er hatte vorher nicht geheiratet und wahrscheinlich die ganzen Jahre lang nach ihr geschmachtet. (Zumindest hätte ich das getan.) Wie auch immer, sie waren glücklich vereint, so wie es Gott und ihre Mütter ursprünglich vorgesehen hatten.

Er lächelte, wobei seine Lippen vollends verschwanden, kam mit schnellen Schritten quer durch den Raum auf mich zu und umschloß meine Hand mit seinen beiden. Er drückte zu wie einer von diesen Folterstiefeln, mit denen die alten Chinesen Informationen erpreßten. Ich dachte, er ahnt wohl nicht, wie fest sein Griff ist – bis ich in seine Augen schaute und sah, daß er sich seiner Kraft durchaus bewußt war. Ich überlegte kurz, womit ich ihn so wütend gemacht haben konnte, und kam zu dem Schluß, daß das nicht mein Problem war, sondern seines. Wahrscheinlich war ich für seinen Geschmack nicht feminin genug. Ich kniff

die Augen zusammen, grinste und drückte kräftig zurück.

»Nun, Hollis«, er quetschte immer noch meine Hand, »wie ich höre, kam es gestern bei der Arbeit zu einem kleinen Mißverständnis.«

»Wirklich? Davon hab ich noch gar nichts gehört«, bemerkte ich. Mein Ton signalisierte wie immer Interesse an sensationellen Informationen aus dem Intimleben von Leuten, die ich kannte.

»Ich meine zwischen Ihnen und Kelly.« Sein Tonfall signalisierte klar, daß er sich mit der unangenehmen Aufgabe konfrontiert sah, mich stubenrein zu bekommen. Ich merkte ihm an, wie gern er den Satz mit »Sie hirnloses Trampel« abgeschlossen hätte, und daß er sich nur mühsam beherrschte. »Als Sie bei der Zeitung gekündigt haben«, fügte er hinzu.

»Ach, das! Das war kein Mißverständnis«, erklärte ich leichthin und wischte den bloßen Gedanken daran mit einer – wenn ich mal so sagen darf – graziösen Geste beiseite. Dabei schlug ich die lange schmale braune Zigarette aus Lilys Hand und mußte unter den weißlackierten Kaffeetisch kriechen, alle guten Geister anflehend, daß sie kein Loch in den Teppich brennen würde. Ich rettete sie, bevor das Loch zu tief wurde, und sagte mir, mit einer kleinen Schere konnten sie den Teppich immer noch so zurechtfrisieren, daß niemand

etwas bemerken würde. »Er wollte, daß ich die große Story fallenlasse, an der ich gerade dran bin, über einen Polizeiskandal, und statt dessen Schleimschaukel für die Gesellschaftsseite spiele, und ich habe mich geweigert. Da gab es nichts mißzuverstehen«, sagte ich und überreichte Lily ihre Zigarette.

»Nun, es muß eine Lösung geben, mit der alle zufrieden sind. Wir müssen sie nur finden. Wir können nicht zulassen, daß Sie die *Times* verlassen, nicht wahr, Lily?« fragte er seine Frau und sprach weiter, ohne eine Antwort abzuwarten. Dabei klatschte er in die Hände und rieb die Handflächen aneinander – die Geste eines Mannes, der ein Problem aus der Welt geschafft hat. »Über diesen Polizeiskandal will ich Näheres wissen. So etwas können wir hier in Houston nicht dulden. Ich bin persönlich in der Handelskammer aktiv und äußerst um das Bild besorgt, das diese Stadt nach außen vermittelt. Ich habe einen gewissen Einfluß in der Stadt, und glauben Sie mir, sollte unsere Polizei korrupt sein, dann will ich das wissen. Wir werden selbstverständlich etwas unternehmen, um ein für allemal damit aufzuräumen.«

Er wirkte so grimmig und selbstgerecht wie ein Missionar auf dem Kreuzzug. Unvermittelt sah er mich an, und mir wurde bewußt, daß ich ihn mit weit offenem Mund anstarrte. Rasch hielt ich mir die Hand

unter die Nase und tat, als ob ich ein Niesen unterdrückt hätte, nickte weise und spitzte die Lippen.

»Also. Erzählen Sie schon von dem Skandal«, sagte er ungeduldig.

»Tja, ja nun«, sagte ich nachdenklich, um Zeit zu schinden. »Gewöhnlich rede ich nicht über die Story, an der ich gerade dran bin. Andernfalls könnte die Konkurrenz Wind davon bekommen. Außerdem darf ich meine Quellen nicht gefährden.«

Offensichtlich kaufte er mir das ab. Es gab wirklich einen Skandal im Polizeipräsidium, nämlich das spurlose Verschwinden einer Wagenladung Gewehre, die bei einer Razzia sichergestellt worden waren. Aber das wußten viele. Es war beileibe kein großes und nur mir bekanntes Geheimnis. Teufel, meine Quelle war der Schuhputzjunge vor dem Gerichtsgebäude, und der hatte es von dem kleinen Zeitungsfritzen, der vor der Baumwollbörse Houston in der Prairie Street den *Chronicle* vertrieb. Die Polizei in dieser Stadt war schon so lange korrupt – also, eine echte Sensation hätte eher darin bestanden, daß es mal keinen Skandal gab. Im Grunde war ich an der Geschichte mit den Waffen nicht ernsthaft zugange, aber ich hatte gern eine Antwort parat, wenn mich jemand fragte, woran ich gerade arbeitete. So konnte ich sie hinhalten, bis ich auf etwas wirklich Interessantes stieß; eine Vernebelungstaktik,

um meine Umgebung im Unklaren zu halten und den Eindruck zu erwecken, daß ich unablässig schuftete. Es wurde von mir erwartet, daß ich nonstop an weltbewegenden Sensationen dran war – was einfach unmöglich ist, es sei denn, du inszenierst deine Neuigkeiten selbst, um an eine Story zu kommen, und auf derlei wollte ich mich keinesfalls einlassen. Um ganz ehrlich zu sein: Ich hatte eigentlich vor, mir ein ganz klein bißchen bezahlten Urlaub zu gönnen, und arbeitete im Augenblick an keiner lausigen Zeile, aber das ging schließlich niemanden etwas an.

»Aber Hollis, mir können Sie diese Geschichte doch erzählen. Immerhin gehört mir die Zeitung«, sagte er so vertraulich, als wäre er ein alter Freund und meine Geheimnisse bei ihm sicher wie in Abrahams Schoß.

»Tut mir leid, Andrew, aber ich arbeite nicht mehr für Ihre Zeitung.« Ich nannte ihn bewußt beim Vornamen, um ein bißchen Boden zurückzugewinnen. Er probierte die gute alte Ich-starker-Mann-Du-kleine-Dame-Taktik an mir aus. Sowas machte mich rasend. »Was halten Sie davon: Sie geben mir meinen alten Job zurück und vergessen diesen Hundertjahrfeier-Humbug, dann können Sie in Ihrer eigenen Zeitung nachlesen, was die Schergen für Schändlichkeiten verzapft haben.«

»Hollis, Hollis, Hollis.« Er schüttelte traurig lächelnd den Kopf. »Ich kann nachfühlen, wie es Ihnen geht. Sie denken, daß die wichtigste Aufgabe einer Zeitung die Berichterstattung über Verbrechen ist. Das ist falsch! Eine Zeitung bringt alle Nachrichten – gute wie schlechte. Ihr Zweck ist, die Massen zu bilden, zu informieren und zu unterhalten. Jede dieser Funktionen ist gleich wichtig. Ich halte diese Hundertjahrfeier für das größte Ereignis in Houston seit hundert Jahren. Ha, ha!« Er lachte herzlich über seinen eigenen Witz. Ein Blick auf seine Frau und mich sollte ihm sagen, ob wir seinen Esprit zu schätzen wüßten. Sie lächelte schwach, meine Lippen hatten sich zusammengezogen, als hätte ich eine Zitrone verschluckt.

»Ich kann das einfach nicht tun, Andrew. Es ist mir physisch unmöglich, darüber zu schreiben, wer das Kleid kreiert hat, das Miss Edwina Rotz auf der ganz besonders schicken Abendgesellschaft trug, die Frau von Leckmich für Mr. Stelzbein gab, der gerade in der Stadt weilt, um seine Verlobte Miss Flohpo zu beehren. Ich kann das nicht, und ich will das nicht«, sagte ich nachdrücklich.

»Sie können die Zeitung nicht verlassen, Hollis. Ohne Sie wäre die *Times* einfach nicht die *Times*! Ist Ihnen nicht bewußt, daß Sie hier in Houston so etwas wie eine Berühmtheit sind?«, unterbrach Lily und feuerte eine

weitere Salve Grübchen und schneeweiße Zähne auf mich ab. Ich atmete so tief ein, daß ich beinahe die Polster von den Sesseln gesaugt hätte, und fühlte mich tief und gründlich erröten.

Ihr Mann hob eine Augenbraue und grinste spöttisch. Mich beschlich das Gefühl, daß er meine Gedanken lesen konnte. Ich sah so etwas in seinen Augen. Ich nippte an meinem Drink, lächelte unverbindlich zurück und versuchte, ausdruckslos dreinzuschauen.

»Hören Sie, Hollis«, sagte er geduldig. »Dieser Auftrag ist anders als Sie denken. Ich möchte, daß Sie Interviews mit einigen sehr bedeutenden Leuten führen, die eigens für dieses Ereignis hierher und nach Dallas kommen. Verdammt, ich kann doch nicht irgendeinen halbverblödeten Schreiberling auf Menschen in Amt und Würden hetzen. Der Kongreß der Vereinigten Staaten tagt gerade in Washington. Er wird darüber abstimmen, ob sie Geld für ein Denkmal auf dem Schlachtfeld von San Jacinto bewilligen. Für die Berichterstattung muß ich schon jemanden mit etwas Feingefühl hinschicken. Es gibt keine Menschenseele, der ich in dieser Hinsicht so sehr vertraue wie Ihnen. Ich brauche Sie einfach für diesen Job!«

Es war schmeichelhaft, aber ganz großer Bockmist. Ich bin zwar ein Großstadtkind, aber ich erkenne immer noch einen Kuhfladen – vor allem, wenn ich schon

hineingetreten bin. Mir war ganz und gar nicht klar, was hier vorging. Was wollte er von mir?

Bevor ich antworten konnte, sprang Lily in die Bresche. »Andrew, sieh doch mal – es gibt doch sicher noch jemanden außer Hollis für diesen Job. Schließlich ist sie Kriminalreporterin – und dazu eine der besten in den Vereinigten Staaten! Wir haben Glück, daß sie für uns arbeitet. Ich verstehe wirklich nicht, worum du so viel Aufhebens machst.«

Ich drehte mich und warf ihr ein dankbares Lächeln zu.

»Du hältst dich da raus, Lily.« Seine Stimme war scharf wie ein Peitschenhieb. »Ich denke, ich weiß besser Bescheid über das, was hier vorgeht als du. Deine Aufgabe besteht darin, daß du dich in Positur setzt, gut aussiehst und das Denken mir überläßt. Ich habe dir schon einmal gesagt, daß du dich nicht in meine Geschäfte einzumischen hast.«

Ihr Gesicht wurde starr und ganz weiß vor unterdrücktem Zorn. Kerzengerade saß sie auf der Couch und nahm winzige Schlucke aus ihrem Glas. Die Hand mit der Zigarette zitterte leicht, als sie sie zum Mund führte und einen langen Zug nahm. Ich konnte nicht genau sagen, ob sie Angst hatte oder wütend war oder beides. Sie sagte kein Wort.

Ich hatte mir vorgenommen, beherrscher und abgeklärter zu werden, deshalb sprang ich ihn nicht sofort an, um ihm seine Eier zu Paté verarbeitet auf Crackern zu servieren. Aber sein widerliches Benehmen gegenüber seiner Frau gab den Ausschlag. Für diesen Mann würde ich keinen Finger mehr krumm machen -- und wenn er mir eine Million Dollar böte und Myrna Loy als Dreingabe.

Ich stellte mein Glas auf dem Couchtisch ab, stand auf und sah auf meine Armbanduhr. »Wer hätte das gedacht? Ich hatte ja keine Ahnung, daß es schon so spät ist. Die Zeit vergeht eben schnell, wenn man sich so gut unterhält. Aber nun muß ich wirklich gehen.«

Andrew Delacroix stellte sich vor den Kamin und starrte ins Feuer. Er ballte die Hände zu Fäusten, öffnete und schloß sie wieder. Mit zurückgeworfenem Kopf kippte er seinen Drink und setzte das Glas hart aufs Kaminsims.

Seine Frau stand auf und unternahm den steiflippigen Versuch eines Lächelns. Es funktionierte nicht. Es war offensichtlich, wie peinlich ihr das alles war. »Andrew, Miss Carpenter möchte gehen«, sagte sie ruhig. Ihre Stimme klang ein wenig brüchig.

»Na, dann ruf den Chauffeur, verdammt noch mal! Muß ich mich in diesem Haus um jede verfluchte

Kleinigkeit kümmern? Kannst du um Himmels willen nicht mal was tun, ohne mich zu fragen?«

Soviel also zum vollkommenen Paar – der Ehe, die im Himmel geschlossen worden war. Er wirbelte auf dem Absatz herum und brüllte »Himmel nochmal!«, nahm sein Glas, schleuderte es mit aller Kraft in den Kamin und stürmte aus dem Zimmer. Das Echo seiner wütenden Schritte verhallte in Flur und Treppenhaus.

»Er ist wirklich nicht immer so, Miss Carpenter. Er ist nur in letzter Zeit furchtbar überlastet, weil er ständig nach Washington und New York reisen muß«, sagte Lily und deckte diesen billigen Hundesohn noch.

Ich wollte ihr etwas Tröstendes oder Ermutigendes sagen, aber mir fiel nichts ein. So fragte ich sie nur, ob sie irgendwann einmal mit mir Abendessen gehen würde, da ich gerne mehr über ihre Einschätzung der Lage in Europa wüßte.

Sie lächelte schüchtern – und sagte zu.

Schweigend gingen wir zur Vordertür. Sie gab mir zum Abschied die Hand. Sie war zart wie der Flügel eines Vogels. Ich wollte etwas Witziges sagen, sie zum Lachen bringen, aber dann bat ich sie nur, mich bald wegen des Essens anzurufen. Sie nickte, und dann stand der Chauffeur schon da, mitsamt der eleganten Packardlimousine. Ich stieg ein und wollte ihr winken, aber die Haustür hatte sich schon hinter ihr geschlossen.

Barry fuhr die Auffahrt hinab, unter Bäumen hindurch, die von spanischem Moos umschlungen waren. Am Ende der Auffahrt mußten wir auf eine Lücke in der endlosen Autoschlange warten, die auf den River Oaks Country Club zusteuerte. Vom Rücksitz aus sah ich Rolls Royces, Cadillacs, Bentleys und Lincolns mit ihrer kostbaren Fracht vorbeidefilieren: die künftigen Mächtigen der Houstoner Gesellschaft in Abendanzug und Pelzmantel, unterwegs, um die heißeste neue Swingband im eigenen Club zu hören. Sie würden bis zum Morgengrauen Big Apple und Jitterbug tanzen und sich selber für höchst wagemutig und aufregend halten.

»Großer Ball zum Valentinstag«, verkündete Barry über die Schulter. Das erklärte auch Lily Delacroix' rotes Kleid. Ich hatte den Valentinstag völlig vergessen und keine Leckerei für Anice gekauft. »Im Country Club spielen die besten Jazzer der Stadt. Wenn ich in meiner Wohnung über der Garage das Fenster aufmache, kann ich den schönsten Swing von ganz Houston hören. Mögen Sie Jazz?« fragte er.

Ich nickte, ja, ich mochte Jazz. Und da ich im Moment sozusagen jobmäßig in der Luft hing, konnte ich eigentlich genausogut den Zug nach New York nehmen, in den Cotton Club gehen oder ins Waldorf Astoria und einige der großen Namen persönlich kennenlernen.

Barry hupte, bis uns jemand einscheren ließ, und wir fuhren zurück nach Montrose. Wir passierten das nach dem letzten architektonischen Schrei erbaute moderne Einkaufszentrum mit seinen weißen Ziegeln und den schwarz gekachelten Geschäftseingängen. Palmen säumten beide Straßenseiten und schienen von der Natur eigens dazu geschaffen, den Baustil zu betonen. Bei Captain Johns Fischrestaurant bogen wir rechts nach Woodhead ab. Die Neonreklame leuchtete pink und grün und lockte die Leute in die Bar aus Chrom und Glas, wo Austern in offenen Muschelhälften serviert wurden. Von außen sah das Gebäude aus wie ein Schiff und war entsprechend mit Bullaugen, dicken Seilen und anderem nautischen Zubehör dekoriert. Ich überlegte, ob Barry mich hier absetzen sollte, damit ich ein paar Dutzend rohe Austern schlürfen und bei einem Krug Bier vergessen konnte, daß ich keine Liebste zum Valentinstag hatte – vor allem keine im roten Kleid und mit glänzendem schwarzen Haar. Aber ich beschloß, zu meiner Hündin nach Hause zu gehen und Radio zu hören.

Ich bat Barry, mich an der Seitenstraße aussteigen zu lassen. Der Mieter über mir war verreist, und ich wollte nach seiner Post sehen. Außerdem konnte ich mich so durch die Hintertür hineinschleichen und Anice überraschen. Sie liebte dieses Spiel.

Ich pirschte mich durch den Hintereingang ins Haus und huschte durch die Halle, die für den Mieter oben und für mich als Hausflur diente. Ich glitt an der Treppe vorbei, die zu Parks Wohnung führte, schloß die Hintertür zu meiner Wohnung auf und betrat meine Küche.

Ich schlich auf Zehenspitzen in Richtung Speisekammer, als ich bemerkte, daß irgend etwas ganz und gar nicht stimmte. Ich hatte Licht im Wohnzimmer brennen lassen, und jetzt war es aus, und ich konnte Zigarrenrauch riechen. Meine Pumpe schlug wie die Trommeln einer afrikanischen Fruchtbarkeitszeremonie. Ich versuchte mich zu beruhigen, meinen Herzschlag zu verlangsamen, und atmete vorsichtig durch den Mund ein. Ich kniff meine Augen zusammen, um sie schneller an die Dunkelheit zu gewöhnen.

In diesem Moment berührte etwas mein Bein. Für einen Augenblick durchzuckte mich die Horrorvorstellung, daß sich ein verstümmeltes Höllenmonster mit blutigen Klauen über meine Wade hermachen würde, und ich konnte nicht nach unten schauen. Doch es war nur Anice, die froh war mich zu sehen und auf den Hinterbeinen tanzte, damit ich sie hochnahm. Ich griff sie mir und legte die Hand über ihre Schnauze, damit sie nicht plapperte. Es war zu erwarten, daß sie zwar den Eindringling nicht einmal

angebellt hatte, bei meinem Anblick aber ein großes Gejaule anstimmen würde. Sie warf den Kopf zurück, und die Anhänger an ihrem Halsband klapperten. In meinen Ohren klang es wie die Fabriksirene zur Mittagspause. Mir wurde so schwindlig, daß ich dachte, ich könne mich nur noch hinlegen und darauf warten, von den Engeln gen Himmel getragen zu werden.

Direkt gegenüber, in meinem Arbeitszimmer, flüsterte eine Stimme: »Was war das für ein Geräusch?«

»Das war sicher die Töle. Mach dir keine Sorgen. Wenn die Dame nach Hause kommt, haste ja deinen Schießprügel, oder nich? Mußt'n halt benutzen.« Die Stimme, die antwortete, war so heiser, daß sie fast wie Froschquaken klang.

»Laß uns Leine ziehen, Tully«, sagte die erste Stimme nervös. »Das sollte doch nur'n gewöhnlicher Bruch sein. Von Killen hat mir niemand was gesagt – und schon gar keine Dame.«

»Heilige Scheiße, was'n feiges Huhn. Okay, wenn du's hast, machen wir halt die Fliege«, krächzte die zweite Stimme. Sie klang wie eine stumpfe Säge, die eine Eichenplanke zerteilen sollte.

Ich war schweißnaß vor Angst. Lieber Gott, bitte laß sie durch die Vordertür rausgehen. Ich sah mich schnell nach einer Waffe oder einem Versteck um. Ich fühlte mich wie ein in Gips gelegter Tausendfüßler. Da war

nichts – das hatte ich bereits gewußt, bevor ich mich umgesehen hatte. Lieber Gott, bring mich hier lebend raus, und ich verspreche dir, ich tue irgend etwas für dich. Ich weiß im Moment noch nicht, was es sein wird, aber bestimmt etwas Großartiges. Ich warf einen sehnsüchtigen Blick zur Hintertür, aber ich wagte mich nicht zu rühren. Ich drückte Anice fest an mich. Diese verdammte Hündin brauchte eine Diät, sie wog mindestens eine Tonne.

»Sehn wir uns nochmal um – vielleicht gibt's noch was, was wir brauchen können«, raspelte Tully.

Stromstöße schossen durch meinen Körper. Ich konnte mich nicht entscheiden, ob ich einen verzweifelten Sprung quer durch die Küche nach dem Fleischmesser machen oder bewegungslos stehenbleiben sollte.

Ich hörte Schritte auf die Küche zukommen.

»Verdammt, Tully, ich piß mich gleich voll. Wir ha'm, was wir wollten. Nix wie weg hier.« Die erste Stimme wurde schrill. Ich hoffte, sie verschwanden endlich – der Gedanke an Einbrecherpisse auf meinem Arbeitszimmerteppich beglückte mich auch nicht sonderlich.

»Ja, in Ordnung, verdammt!« knurrte Tully.

Ihre Schritte entfernten sich Richtung Wohnzimmer, und dann fiel die Vordertür ins Schloß.

Ich wartete so lange, bis alle Feuer der Hölle zu Eiszapfen gefroren waren. Dann atmete ich aus. Schließlich kriegte ich meine Beine dazu, sich in Bewegung zu setzen, und ging durch den Flur ins Schlafzimmer, um meinen Revolver aus der Kommode zu holen. Es war ein kleiner 38er Colt. Selten hatte ich etwas so Tröstliches in der Hand gehabt wie jetzt diese Waffe. Ich setzte Anice wieder auf den Boden und begann, das Haus vom Badezimmer bis zur Abstellkammer zu durchsuchen. Ich sah auch unter dem Bett nach sowie an allen anderen Orten, an denen sich jemand verstecken konnte. Als ich mich versichert hatte, daß wirklich niemand mehr da war, schloß ich die Vordertür ab und knipste das Licht an. Mein Herz raste immer noch.

Dann stand ich mitten im Wohnzimmer, den Revolver drohend auf mögliche Einbrecher gerichtet, und knurrte: »Okay, ihr Schmeißfliegen, jetzt kommt. Ich bin bereit.«

Aber natürlich kam niemand.

Die nächsten zwei Stunden verbrachte ich damit, in den Schubladen meines Schreibtisches nach womöglich fehlenden Dingen zu suchen. Ich hatte keine Ahnung, in wessen Lohn und Brot die beiden Gauner standen, die da was aus meinem Haus hatten stehlen sollen. Es schien auch nichts zu fehlen. Sorgsam sah ich alle Akten durch – aber auch meine Aufzeichnungen zu Themen, an denen ich noch arbeiten wollte, waren komplett.

Ich schob meinen Stuhl zurück und rieb mir die Augen, die vor Müdigkeit nur noch verschwommen sahen. Ratlos stierte ich das Allerlei auf meinem Schreibtisch an – Bücher, Stifte, Lampe –, alles war an seinem Platz. Einen Moment lang überließ ich mich dem zunehmenden Kopfweh und sank vornüber auf die Tischplatte. Denk nach, los, denk nach! Ich setzte mich auf und massierte mir die Schläfen. Schließlich ging ich ins Bad, nahm ein Aspirin und zog mit Anice auf einen Spaziergang. Wir schlichen uns in Mrs. Dantzlers Hof, verrichteten unsere Übeltat und huschten wieder heim.

Zu erschöpft, um noch klar denken zu können, ging ich eben schlafen. Anice machte sich die ganze Nacht rücksichtslos breit und ignorierte meine Eingabe, daß

ich in Nächten schwerer Traumatisierung durch Heimsuchung von Einbrechern mehr Platz brauchte. (Unerwartete Arbeitslosigkeit, die Begründung der Nacht zuvor, hatte mir auch keinen Zentimeter mehr Bett eingebracht.)

Am nächsten Morgen fühlte ich mich dennoch so weit erholt, daß ich der Frage nachgehen konnte, aus welchem Grund jemand bei mir einbrach. Ich stellte ein Inventar der erbärmlich wenigen Tatsachen auf: (1) Sie waren hinter etwas Bestimmtem hergewesen und hatten es bekommen. (2) Sie hatten meine Aufzeichnungen zu abgeschlossenen und unfertigen Reportagen durchwühlt, aber nichts mitgenommen. (3) Möglicherweise hatten sie gewußt, daß ich zur Zeit des Einbruchs abwesend sein würde. (4) Vielleicht hatten sie aber nur meine Wohnung beobachtet und meinen Aufbruch abgewartet. (5) Einer hieß Tully, und seine Stimme klang wie das Quaken eines Froschs.

Ich beschloß, dem letzten Hinweis zuerst nachzugehen. (Jetzt klang ich auch noch wie ein Schnüffler in einem zweitklassigen Film, als stünden die Dinge nicht schon schlimm genug.) Ich versuchte, einen Freund im Polizeipräsidium anzurufen. Joe Mahan arbeitete im Archiv, und ich hatte diese Bekanntschaft vor vielen Jahren kultiviert, als ich bei der *Times* anfang und er gerade vom Streifenpolizisten zum Sergeant im

Innendienst befördert worden war. Er war kräftig gebaut und eine Spur unter Durchschnittsgröße, aber keinesfalls ein kleiner Mann. Er war freundlich zu mir und nicht sehr schlau. Wenn er mit Frauen sprach, verschränkte er seine Hände meist in einer besänftigenden Geste vor der Brust. Er pflegte lächelnd zu nicken, wenn er anderen zuhörte, ganz gleich, ob er das Gesagte begriff oder nicht. Er war allerdings auch keiner von den Sanften. Er hatte seinen Teil Betrunkene mit Handschellen an Feuerhydranten gekettet, Zuhälter in dunklen Gassen zusammengeschlagen und mit den anderen Polypen im Blue Bonnet Café in der Washington Street darüber Witze gerissen. Seine Frau verließ ihn mitsamt ihrem kleinen Sohn, als er begann, Gewalt nicht mehr ernstzunehmen. Er verstand nie, warum sie gegangen war. Er mochte Frauen, aber immer wenn er zuviel getrunken hatte, erzählte er mir, daß alle Frauen davon träumten, Männern einen zu blasen. Irgendwie war ihm 57 Jahre lang entgangen, daß ihm das nur passierte, wenn er sich aufraffte, in Susie Nobles Bordell in der Caroline Street zu gehen und dafür zu bezahlen. Wie ich bereits anmerkte, war Joe nicht von der hellsten Sorte.

Den ganzen Tag über versuchte ich ihn zu erreichen, ohne Erfolg. Gewöhnlich war er tagsüber zu Hause, da er zur Nachtschicht eingeteilt war. Der Privatanschluß

von Susie Noble stand nicht im Telefonbuch, und ich hatte mein Adreßbuch verlegt und konnte nicht überprüfen, ob er dort war.

Ich kümmerte mich um liegengebliebene journalistische Arbeiten und fing einen Artikel an, den ich gegen gutes Geld in einem Magazin unterbringen konnte. Ich telefonierte mit Gael und erzählte ihr von dem Einbruch. Sie und Katherine luden mich ein, die nächsten paar Tage bei ihnen zu wohnen, aber ich lehnte ab.

Ich rief abends noch ein paar Mal bei der Polizei an – aber Joe war nicht zur Arbeit erschienen, was aufgrund seiner Liebe zum Whiskey ab und zu vorkam. So holte ich etwas Schlaf nach, und meine Nerven kehrten wieder in ihre angestammten Bahnen zurück.

Früh am nächsten Morgen wählte ich Joes Nummer. Ich mußte unbedingt mit ihm über die Einbrecher sprechen. Selbst wenn er keinen Kriminellen namens Tully kannte, konnte er im Archiv nachsehen, und ich ging jede Wette ein, daß Tully ein Vorstrafenregister hatte. Für eine Flasche guten Schnaps würde Joe sich durch jede vorhandene Akte wühlen, bis er den Typ gefunden hatte – oder zumindest jemanden, der mir mehr erzählen konnte.

Am späteren Vormittag entschloß ich mich, zu Joes Wohnung zu fahren, um nachzuschauen, ob er vielleicht

nur nicht ans Telefon ging. Mir fiel auch allmählich die Decke auf den Kopf. Ich war erst einmal bei Joe gewesen, vor sechs Jahren, und wußte seine Adresse nicht auswendig. Mein Adreßbuch war weiterhin nicht aufzutreiben, also sah ich im Telefonbuch nach, packte Anice ein und ging.

Die Temperatur war auf etwa 17 Grad angestiegen. Es würde wohl nicht mehr viele kalte Tage in diesem Jahr geben. Der Verkehr in der Stadt war nahezu undurchdringlich, und wir schlängelten uns durch das Lagerhausviertel im Osten, um zur Canal Street zu gelangen. Diese Gegend war überwiegend mexikanisch, aber als ich nach Süden abbog, erreichte ich das Arbeiterviertel, in dem Joe lebte. Ich parkte vor seinem Haus und sah seinen verbeulten Chevrolet, der ein paar Dellen mehr hatte als bei unserer letzten Begegnung.

Im Hof gegenüber war ein alter Mann damit beschäftigt, ein Paar alte Kutschenräder weiß anzustreichen. Er hatte sie so tief in die Erde eingegraben, daß nur noch die obere Hälfte herausragte. Ich fragte mich, warum er für diese Arbeit nicht auf wärmeres Wetter gewartet hatte. Er beäugte mich mißtrauisch, als ich auf Joes Tür zuging. Ein paar dünne Vorhangfetzen bedeckten die Fenster, die oben in Joes Tür eingelassen waren, und verhinderten, daß ich ins Wohnzimmer schauen konnte.

Ich ruinierte mir die Schuhe und ging durch den mit spärlichen Grashalmen bewachsenen Schlamm zu Joes Hintertür. Er hätte mindestens eine Wagenladung Erde herankarren müssen, um die Unebenheiten im Boden auszugleichen und einen Rasen anzulegen, aber Gartenarbeit war nicht Joes Sache. Die gelbe Farbe blätterte hier und da von der Holzverkleidung des Hauses ab, aber Anstreichen gehörte ebenfalls nicht zu Joes Hauptinteressen. Daß er auch nicht allzuviel von Haushaltsführung hielt, war mir bereits bekannt, und ich war darauf eingestellt. Ich hämmerte an die Hintertür, ohne daß das irgendeine Reaktion ausgelöst hätte. So kehrte ich um und ging zu dem alten Mann hinüber, der zusah, wie ich näherkam.

»Ziemlich frisch, um hier draußen die Kelle zu schwingen, was?« fragte ich in gewolltem Arbeiterjargon, gewürzt mit einem Hauch ländlicher Aussprache.

Sein Overall und sein kariertes Flannellhemd sahen aus, als hätten Ratten daran genagt. Sein Gesicht hatte den Charme eines Staubsturms in der Steppe von Kansas. Ich wäre jede Wette eingegangen, daß er nicht eine Miene verzogen hatte, seit Woodrow Wilson im weißen Haus saß. Sein Blick bedachte mich ungefähr eine Minute lang mit Mißbilligung und Argwohn. »Sie sehn aus wie diese Marlene Dietrich. Komm< Sie von

Hollywood?« fragte er. Sein Ton verriet die Erwartung, daß ich jeden Moment in Flammen aufgehen und ewige Verdammnis in den Feuerschlünden der Hölle fristen würde.

Ja, und da drüben im Auto sitzt Rin Tin Tin als Zwergschnauzer verkleidet, dachte ich verdrossen. Ich fühlte mich nicht geschmeichelt. Ich hatte keine Ähnlichkeit mit Marlene Dietrich. Mir war klar, daß der alte Esel meine Hosen und meine festen Halbschuhe meinte, aber die hatte ich schon getragen, als Miss Dietrich noch keine Zehe auf amerikanischen Boden gesetzt hatte. Natürlich nicht dasselbe Paar Schuhe und nicht dieselbe Hose, aber den gleichen Aufzug. Ich trug nun mal nichts anderes, und so mancher alte Kauz hatte Probleme damit. Aber ich zog das Zeug nicht an, um diese Typen zu erfreuen, und auch nicht, um sie zu ärgern. Ich trug die Kleidung, die mir selbst gefiel, und nichts anderes zählte.

Ich zauberte irgend etwas in mein Gesicht, hoffte, daß es Ähnlichkeit mit einem Lächeln hatte, und versicherte ihm, daß ich in Houston geboren und aufgewachsen sei. Als nächstes machte ich ihm weis, daß ich ursprünglich aus dieser Gegend stammte und daher auch Joe kannte. Ich grinste ihn an, als hätten wir etwas gemeinsam, und er taute ein bißchen auf. Ein alter brauner Jagdhund kam gesetzten Schrittes hinter

dem Haus hervor, bellte mich an, als hätte er gerade einen Waschbären auf einen Baum gehetzt, dann trottete er zu mir herüber, um sich hinter dem Ohr kraulen zu lassen, was ich auch tat. Ich hörte Anices wütendes Gebell aus dem Auto.

Der alte Mann sah mich interessiert an. »Jack mag solche Leute eigentlich nicht«, sagte er, und wenn auch Gesichtsausdruck und Tonfall unverändert blieben, wußte ich, daß er beeindruckt war.

»Sie ham< Joe wohl nich< gesehen, nich< wah<?« fragte ich und überlegte, ob ich es mit dem Akzent wohl etwas übertrieb.

»Nä, hab<ch nich<. Schon zwei Tage nich<. Gestan hab<ch ›n so morgens um dreie rum vonner Arbeit komm< hör<n. Dann hab<ch gedacht, ›ch hör<n gleich wieda geh<n, aber da hab<ch mich wohl verhört. Wissen Se, ›ch hab gedacht, dasser Brötchen backen geht, solange der Ofen noch heiß is<, wenn Se wissen, was ›ch mein<«, sagte der Alte, ohne eine Miene zu verziehen.

Ich verstand sehr gut, was er meinte. Oh, verdammt, wenn es schon die ganze Nachbarschaft wußte, schien Joe wohl wirklich über nichts anderes zu reden.

»Ich glaub<, ich schau< noch mal rüber. Vielleicht hat er die Tür nich< abgesperrt. Dann kann ich ihm ja ›ne Nachricht hinterlassen.« Sprach<s und wünschte ihm einen schönen Tag. Ich überquerte abermals die Straße,

wobei ich Anice zuwinkte, die sich auf die Hinterbeine gestellt hatte und mir aus dem Autofenster nachspähte. Es würde wohl eine Weile dauern, bis sie mir verzieh, daß ich diesen Hund gekrault hatte.

Die Tür war unverschlossen. Das Haus gähnte förmlich vor Menschenleere, aber ich rief trotzdem Joes Namen. Es war alles noch erheblich heruntergekommen, als ich es in Erinnerung gehabt hatte. Eigentlich war es ein Schweinestall. Dem Geruch nach zu urteilen, hatte er seinen Müll seit Wochen nicht rausgetragen. Ich bewegte mich Richtung Küche, um eine Serviette zu suchen, auf die ich eine Nachricht schreiben konnte.

Da sah ich ihn. Oder vielmehr, ich sah die Sohlen seiner Schuhe, unbequem verbogen und nach unten gerichtet, als ob er hinter dem Stuhl kauerte, um sich vor mir zu verstecken. Ich machte einen Schritt auf ihn zu, damit ich ihn sehen konnte, obwohl ich das eigentlich nicht mehr wollte. Mein Magen hatte sich bereits zu einem Knoten zusammengezogen, der sich durch meinen Hals einen Weg nach draußen bahnen wollte wie ein Knäuel von verschreckten Fledermäusen, die aus ihrer Höhle drängen. Er kniete neben dem verdreckten Polstersessel. Blut, Knochen und Hirn waren an Wand, Boden und Sessel gespritzt. Es sah aus, als hätte ihm jemand befohlen, sich auf den Kopf zu

stellen, und ihn dann von hinten erschossen, so daß er ein wenig nach links gesunken war, in die Ecke geklemmt zwischen Wand und Stuhl.

Ich atmete in keuchenden Stößen, meine Nerven flatterten wie eine Schar aufgeschreckter Enten. Mir standen die Nackenhaare zu Berge. Lieber schmorte ich in der Hölle, als daß ich ruhig hinüberging und wie die Filmhelden seinen Hals berührte, um zu prüfen, ob noch Puls zu spüren sei. Dieser Mann war tot und das nicht erst seit eben, das konnte sogar eine Blindschleiche sehen. Langsam ging ich rückwärts aus dem Haus, die Augen fest auf die Leiche gerichtet, damit sie nicht plötzlich aufspringen und mit ihrem zerfetzten Schädel auf mich losgehen konnte. Es kostete mich furchtbare Anstrengung, nicht panisch aus dem Haus zu rennen, laut brüllend und womöglich unwiderruflich überschnappend. Mein Beruf brachte es mit sich, daß ich Leichen sah, aber ich hatte noch nie vor der Leiche eines Freundes gestanden.

Der Alte sah mich zurückkommen. »Sie seh'n nich besonders aus«, bemerkte er. Ich nahm es zuerst als schlechten Scherz über meine Kleidung, bis mir aufging, daß ich wahrscheinlich starrte wie eine Untote aus dem neuesten Boris Karloff-Streifen. »Wir müssen die Polizei rufen«, meine Stimme klang hohl in meinen Ohren. »Joe liegt tot da drin. Kopfschuß.«

Wahrscheinlich war der Alte schockiert, aber seiner stoischen Fassade war das nicht anzusehen. Wir gingen in sein Haus, und er rief die Schergen. Seine Frau kam aus der Küche und servierte mir Kaffee. Während wir warteten, machte sie einiges Aufhebens um mich und brachte mir sogar ein Stück frischen Kirschkuchen, den sie am Morgen gebacken hatte. Da übergab ich mich auf ihr Sofa. Es war nicht gerade die liebenswerteste Art, mich für ihre Gastfreundschaft erkenntlich zu zeigen, das war mir völlig klar – nur konnte ich in jenem Augenblick wenig dagegen unternehmen.

Den Rest des Tages verbrachte ich mehr oder weniger damit, die Fragen der Polizei zu beantworten. Ich fuhr mit ihnen aufs Revier und unterschrieb meine Aussage. Ich hatte die Telefonnummer von Joes Sohn herausgefunden. Er lebte in Hollywood und kellnerte im Trocadero – in der Hoffnung, von einem berühmten Produzenten entdeckt zu werden, der einen zweiten Clark Gable aus ihm machen würde. Wieder zu Hause, wählte ich seine Nummer und war erleichtert, als niemand abnahm.

Ich ging in die Küche, um mir einen Drink zu holen und Anice einen Ingwerkeks. Bisher war das nicht gerade meine Woche gewesen. Meinen Job war ich los, in meine Wohnung war eingebrochen worden, ich hatte einen Freund ermordet aufgefunden, und mein

Adreßbuch blieb weiterhin unauffindbar, was verdammt unpassend war, denn ich mußte Tony Mahans Nummer eintragen. Ich saß lange auf meiner Couch und starrte in das künstliche Feuer meines Pseudokamins. Anice schmiegte sich an mich, legte eine Pfote auf mein Bein und starrte mit.

Schließlich stand ich wieder auf, ging ins Schlafzimmer und schaute unters Bett, auf der Jagd nach meinem verbummelten Adreßbuch. Ich durchkämmte alle Zimmer, gab schließlich auf und mixte mir einen weiteren Drink. Mir war bewußt, daß ich mich nur mit dem Adreßbuch aufhielt, um nicht an Joe denken zu müssen.

Es nahm mich so in Anspruch, die Bilder von Joes zerschossenem Kopf aus meinen Gedanken zu verbannen, daß ich die Schritte auf der Veranda überhörte. Als es klopfte, sprang ich fast an die Decke. Ich umklammerte meine Pistole, die ich beim Suchen ständig mitgeschleppt hatte, öffnete die Wohnungstür und zielte direkt auf Gaels Nase.

»Um Himmels willen! Was in drei Teufels Namen treibst du da?« fragte sie und starrte mich mit riesigen Augen an. Ich senkte die Waffe und trat einen Schritt zurück. Gael war so groß wie ich, hatte schulterlanges, welliges braunes Haar und ein energisches, eckiges Kinn. Ihr Gang glich dem einer Katze auf der Jagd. Sie

hielt die Schultern gerade, und jede ihrer Bewegungen war effizient und beherrscht. Katherine war größer und blond, sah sehr welterfahren aus und zog sich höchst elegant an. Gael dachte über Kleidung eher wie ich – ich hatte sie noch nie in etwas anderem als langen Hosen gesehen.

Ich legte den Revolver auf den Kaffeetisch und bot den beiden einen Drink an – unter der Bedingung, daß sie sich selbst bedienten. Schließlich ließen wir uns alle im Wohnzimmer nieder.

Gael war Eigentümerin einer Baufirma. Ihr Gesicht war wettergegerbt, weil sie die meiste Zeit auf Baustellen zubrachte, damit beschäftigt, eine Truppe von herumlümmelnden Zimmerleuten und Malern zusammenzuhalten, die sich vor ihr zu Tode fürchteten. Ihr üblicher Gesichtsausdruck war so bedrohlich wie eine Klapperschlange, aber ihr Lächeln traf ahnungslose Frauen, die sie erobern wollte, wie ein Keulenschlag. Sie gehörte zu den Leuten, die alles wissen und darauf bestehen, dieses Wissen mit anderen zu teilen, hatte ein unglaubliches Gedächtnis, las gern über alle möglichen Themen und konnte das dann fast wörtlich zitieren.

Katherine wiederum war herzlicher, impulsiver, lachte laut und brüllte viel, je nach Anlaß. Sie war von Kopf bis Fuß der Prototyp der großen, gutaussehenden Texanerin.

Gael machte sich sofort auf meiner schwarzen Leder- und-Chrom-Chaiselongue breit, ihrem Stammplatz bei mir. Sorgsam arrangierte sie ihre Zigaretten auf dem Beistelltischchen, zog sich den verchromten Ascher heran, stellte ihren Drink genau an die günstigste Stelle, zündete sich eine Zigarette an und betrachtete mich mit zusammengekniffenen Augen durch die Rauchwolke hindurch.

Katherine setzte sich aufs Sofa, was ihr Gelegenheit bot, mir einen kräftigen Klaps zu versetzen, wann immer ich etwas Belustigendes sagte. Sie fragte mich ungefähr zum tausendsten Mal, wann ich mir endlich eine Freundin suchte, und ich erwiderte zum tausendsten Mal, sobald ich ihre Doppelgängerin fände. Sie lächelte und gab mir ihre Rückhand zu spüren. So manche Weltmeisterschaft im Schwergewichtsboxen ist mit weniger Stoßkraft gewonnen worden, als in Katherines Rückhand liegt.

Gael sah uns zu, ein breites Grinsen im Gesicht. »Kannst du uns vielleicht mal erzählen, wann du dir angewöhnt hast, deinem Besuch zur Begrüßung eine Pistole in die Nase zu stecken?« Sie blies eine Rauchwolke in Richtung des Revolvers auf dem Tisch.

Ich berichtete ihnen, wie ich als Krönung einer ohnehin scheußlichen Woche Joes Leiche entdeckt und

dann auch noch auf der Suche nach meinem Adreßbuch die Wohnung auf den Kopf gestellt hatte.

Gael paffte ihre Zigarette, die sie zwischen Daumen und Zeigefinger hielt, wie es Männer mit Zigarren zu tun pflegen. Sie sah sehr klug und sehr nachdenklich aus. »Vielleicht haben die Einbrecher dein Adreßbuch mitgehen lassen«, meinte sie.

Ich war schier erschlagen. Auf die Idee war ich einfach nicht gekommen.

»Lieber Himmel, nein, das glaub< ich nicht. Was zum Teufel sollen sie mit dem Ding? Da steht doch nichts Wichtiges drin«, zweifelte ich.

»Fehlt denn sonst noch was?« fragte sie.

»Nein«, entgegnete ich.

»Also«, triumphierte sie, als sei damit alles klar.

Katherine tätschelte Anice, die auf ihren Schoß gesprungen war, die Pfoten gen Himmel streckte und sich schamlos zur Schau stellte. »Joe stand in deinem Adreßbuch, und nun ist er tot«, bemerkte sie beiläufig.

Ich sprang auf und fluchte. Warum war mir dieser Zusammenhang entgangen? Ich wollte Kriminalreporterin sein und hatte nicht gesehen, was direkt vor meiner Nase lag. Joes Tod hatte ich einfach als Racheakt abgebucht, sicher irgendwer, den er mal hinter Gitter gebracht hatte. Der Zeitpunkt seines Todes war mir lediglich als weiteres beschissenes Ereignis in

dieser Woche aufgestoßen. Ausgerechnet ich, die nicht an den Zufall glaubte, hatte etwas derartig Offensichtliches übersehen.

Gael zog eine Schnute, weil Katherine und nicht sie dahintergekommen war. Sie ging in die Küche, um sich einen Drink zu holen.

»Warum bringst du nicht einfach die Flasche und das Eis mit her?« Wieder traf Katherine das Naheliegende, wo Gael und ich nicht geschaltet hatten. Wir starrten sie beide an, als sei sie Buddha persönlich.

»Aber warum muß jemand erst mein Adreßbuch stehlen, um Joe zu töten? Sie hätten seine Adresse doch auch aus dem Telefonbuch nehmen können.« Ich war gründlich durcheinander.

Gael verdrehte ihre Augen gen Himmel und stieß einen tiefen Seufzer aus. »Sie haben dein Buch nicht geklaut, um Joe zu finden. Sie haben ihn umgebracht, weil er drinstand.«

Mir wurde etwas schwindelig von dem Bourbon und vom Verlauf des Gesprächs. »Himmel, aber du glaubst doch nicht, daß sie alle Leute abknallen, die in meinem Adreßbuch stehen?«

Katherine hob die Hand, um meinen Arm zu tätscheln, und ich fuhr zurück, weil ich dachte, ich bekäme ihre Rückhand ab. Sie sah gekränkt aus. Ich

erklärte meine Reaktion, worauf sie gutmütig lachte und mir ein paar liebevolle Stöße versetzte.

»Ich glaube folgendes: Wer immer es gestohlen hat, wollte wissen, woher du deine Informationen beziehst. Wer deine Quellen sind«, sagte Gael.

»Also haben sie Joe getötet, weil sie wußten, daß er ein Bulle war, und verhindern wollten, daß er mir was erzählt.« Allmählich erkannte ich, was Sache war.

»Irgend etwas muß faul sein im Polizeipräsidium«, spekulierte Gael.

»Nicht unbedingt«, meinte ich, »es kann auch irgendwas ganz anderes sein. Ich hoffe nur, daß es verflucht noch mal nichts mit diesen blöden fehlenden Waffen zu tun hat.«

»Was für Waffen?« fragte Katherine.

Ich erzählte ihnen von den aus der Beweisaufnahme verschwundenen Gewehren, und wie ich das überall breitgetreten hatte, damit niemand merkte, daß ich zur Zeit an nichts dran war.

»Das muß es sein«, behauptete Gael und massierte ihr Gesicht mit beiden Händen.

»Das kann es nicht sein«, ich stand auf und wanderte im Zimmer herum. »Viel zuviele Leute wissen davon ... Bitte, lieber Gott, laß mich bloß nicht herausfinden, daß Joe wegen dieser verfluchten Geschichte und meinem großen Maul sterben mußte.«

Katherine verordnete einen Themawechsel, weil ich mich immer mehr aufregte und heute abend ohnehin nichts mehr zu machen sei. Sie hatte natürlich recht.

Die beiden blieben noch ein paar Stunden und versuchten mich zu überreden, zu ihnen zu ziehen, bis dieser Irrsinn vorbei war. Ich weigerte mich standhaft, versprach aber doch, an einem Abend der folgenden Woche zum Essen zu kommen und sie außerdem sofort anzurufen, falls wieder etwas passierte.

In gewohnter Zuverlässigkeit statteten Anice und ich Mrs. Dantzers Hof noch einen Besuch ab, und dann rief ich Tony Mahan an, um ihm die Nachricht vom Tod seines Vaters beizubringen. Bevor ich schlafen ging, betete ich für Joe.

Am nächsten Tag beschloß ich, ein As aus dem Ärmel zu ziehen und Billy Oswald aufzusuchen. Er gehörte zu den Reichen und Mächtigen der Stadt, zog die Fäden aber hinter den Kulissen. Sein Vermögen hatte er während der Prohibition mit Alkoholschmuggel gemacht. Inzwischen nannte er ein Drittel aller in der Stadt betriebenen Spielautomaten sein eigen sowie einen gutgehenden Glücksspielsalon im sechsten Stock des Lamar Hotels. Dort traf sich zu früherer oder späterer Stunde alles zum Würfeln, was in Texas zum großen Geld zählte, einschließlich Howard Hughes, wann immer er in Houston weilte. Ich war schon in dem Laden gewesen, als Errol Flynn mit Frank Nitti, dem Unbezwingbaren von Chicago, die Würfel rollen ließ. Man konnte nie wissen, wen man in Bills Spielhölle gerade traf. Neben Schnaps und Glücksspiel hatte Bill auch noch eine stattliche Truppe Edelhuren aufgebaut, bekannt von Houston bis Dallas. In den Tagen, als er noch schwarzen Schnaps aus Galveston hereinschmuggelte, hatte er mindestens zwei Männer umgebracht, die in sein Territorium eindringen wollten. Es gab Gerüchte, daß noch ein paar andere den

tödlichen Fehler begangen hatten, ihm irgendwie auf die Zehen zu treten, aber da die Leichen nie gefunden wurden, wußte niemand Genaueres. Bills bester Freund war der Sheriff von Harris County. Mit einem Ohr in dessen Büro und dem anderen am Herzschlag der Unterwelt blieb ihm nichts verborgen, was sich in der Stadt abspielte. Wenn er über etwas nicht Bescheid wußte, konnte er innerhalb weniger Stunden alles darüber herausfinden – oder die betreffende Sache existierte nicht.

Ich hatte Bill vor Jahren über Joe Mahan kennengelernt. Sie waren zusammen aufgewachsen und Freunde geblieben, auch nachdem Joe zu den Schergen ging und Bill sich auf der anderen Seite des Gesetzes etablierte.

Bill wohnte am South Boulevard in einer Monterrey-Villa mit rosa Stuck und Ziegeldach. Ich hielt in der Hofeinfahrt, dann saß ich da, bewunderte das Haus und fragte mich, ob ich jemals genug Geld haben wollte, um mir etwas Ähnliches zu leisten. Schließlich stieg ich aus und ging zur Tür, wobei ich mindestens sechs Paar Augen auf mir fühlte. Das Haus wimmelte von Leibwächtern. Aus den hundertjährigen Eichen, die den Boulevard säumten, konnte keine einzige Eichel zu Boden fallen, ohne daß diese Jungs es wußten.

Ein Gorilla im Cowboykostüm öffnete die Tür, bevor ich einen Finger nach der Klingel ausgestreckt hatte. Ich trat ins Wohnzimmer, es hatte terrakottafarben getünchte Wände mit indianischen Mustern in Weiß darauf. Die Möbel waren sämtlich aus rohem Eichenholz, überall im Raum lagen Navajodecken und handgewebte Teppiche, dazwischen standen Kakteen in Tontöpfen. Der Gorilla ließ mich dort warten, während er sich erkundigte, ob Bill Zeit für mich hatte. Nach kurzer Zeit kam er zurück und führte mich in Bills Arbeitszimmer.

Hier standen zwei lohfarbene lederne Polstersessel einem Schreibtisch gegenüber, der etwa die Breite des Alamo River hatte. Die Ledercouch an der Wand paßte zu den Sesseln. Rund um die Wände zogen sich Regale, in denen teure Bücher und Remington-Bronzen standen. Drei Telefone und ein Diktiergerät zierten den Schreibtisch. Das Zimmer war fensterlos, und ich hatte mich schon oft gefragt, ob es wohl einen unterirdischen geheimen Ausgang gab.

Bill saß breit in seinem riesigen, mit Schnitzereien verzierten Schreibtischstuhl, aber als ich eintrat, stand er auf und kam mir breit lächelnd entgegen, um meine Hände zu drücken. Seine großen dunklen Augen hinter der Hornbrille waren sanft. Ohne seine Cowboystiefel mit den siebeneinhalb Zentimeter hohen Absätzen maß

er einen Meter neunzig. Die Stiefel waren aus dem Leder äußerst seltener Reptilien gefertigt, was mich nicht weiter juckte. Von mir aus konnte man alle Reptilien zu Schuhen und Taschen verarbeiten – ich habte das Viehzeug. Bill hatte dichte, widerspenstige graue Locken und trug Western-Look-Maßanzüge mit Bolo-Krawatte. Die Enden der Lederschnur waren in Silber gefaßt, und der Verschuß vorn unter dem Kragen mochte einen stilisierten winzigen Spielautomaten darstellen, aber ganz sicher war ich nicht. Bill war etwa sechzig und sah überhaupt nicht wie ein Gangster aus, eher wie ein Gouverneur oder vielleicht ein Senator.

»Hallo, Schätzchen«, sagte er, erdrückte mich fast in seiner Umarmung und gab mir einen Kuß auf die Nasenspitze. »Wo treibst du dich denn rum? Hast dich ja eine Ewigkeit nicht blicken lassen.«

Aus einem mir unbekanntem Grund hielt Bill mich für einen Menschen ohne Fehl und Tadel und fand ausnahmslos alles, was ich sagte, entweder sehr wichtig oder sehr komisch. Dies hatte ihm etliche Punkte auf meiner persönlichen Beliebtheitsskala eingetragen. Daß er vielleicht ein, zwei oder auch drei Menschen auf dem Gewissen hatte, verblaßte daneben ein wenig – nun ja, irgendwann müssen wir alle sterben.

»Rose wird sich ärgern, daß sie dich verpaßt hat.« Er umarmte mich ein zweites Mal und setzte dann mich in

den einen Sessel und sich in den anderen. Er rückte ihn so zurecht, daß er mir gegenüber saß. »Sie ist beim Blumenzüchterverein.«

Rose war wohl die einzige Person in der ganzen Stadt, die nicht genau wußte, wie Bill seine Brötchen verdiente. Sie hatte vor langer, langer Zeit beschlossen, daß er Viehzüchter sei, obwohl sie gar keine Ranch besaßen. Sie ging sogar so weit, seine bezahlten Gangster als Stallburschen zu bezeichnen. Ich muß wohl nicht weiter betonen, daß es sie einige Anstrengung kostete, die harten Tatsachen zu ignorieren; infolgedessen neigte sie dazu, ständig irgendwelche Oberflächlichkeiten von sich zu geben, um sich am Denken zu hindern – wie ein wandelndes Klosett, das unablässig spülen mußte, damit der Hirnkasten leer blieb.

»Hast du von Joe gehört?«, fragte ich Bill.

»Ja. Wirklich eine Sauerei.« Er schüttelte traurig den Kopf. »Ich habe Joe geliebt wie einen Bruder. Er war ein guter Mann. Wenn auch ein bißchen schwer von Begriff. Er hat zuviel gesoffen, und seinen letzten Rest Hirn hat er bei Susie Noble weggevögelt. So konnte einfach nichts aus ihm werden.«

Ach du lieber Gott, dachte ich. Das war offenbar alles, was es über Joe zu sagen gab. Da würde schon tief geschürft werden müssen, um einen Spruch für seinen

Grabstein zu finden, der sinniger war als »Hier ruht Joe Mahan. Geboren am 16. Juni 1878. Gestorben am 15. Februar 1936. Der Sinn seines Lebens war, sich die Trompete blasen zu lassen.« Wer zum Teufel dachte sich eigentlich all diese schönen Umschreibungen aus?

Es klopfte, und einer der Gorillas rollte einen über und über mit Essen beladenen Tisch ins Zimmer. Bill hatte einen französischen Koch der Weltklasse engagiert. Deshalb legte ich meine Besuche immer auf die Essenszeit.

»Oh, verflixt! Ist es schon mittags? Ich dachte, es sei erst zehn! Ich verschwinde und komme später wieder«, sagte ich und sprang auf, als wollte ich das Haus verlassen.

Bill grinste und schob mich in meinen Sessel zurück. Mit einem Handzeichen wies er seinen Hausgangster an, den Tisch zwischen uns zu plazieren. Es gab Weinbergschnecken, Hühnchen in Champagner und Gemüse, das so gedämpft war, daß es noch Biß hatte. Zum Nachttisch wurden Croissants mit Butter und kleine Schälchen mit Schokoladenkonfekt gereicht.

»Ich kann ganz bestimmt nichts essen«, protestierte ich und klopfte mir auf den Bauch. »Anice und ich haben heute morgen um sieben Ingwerkekse gefrühstückt. Ich bin einfach satt.«

»Iß«, befahl er.

Er mußte es nicht nochmal sagen. Ich machte mich so schnell darüber her – eine Kannibalin hätte in der Zeit gerade mal einen Missionar in handliche Stückchen zerteilt. Bill aß langsam, und so verputzte ich auch noch seinen Nachtschisch. Wir redeten übers Essen, übers Wetter und darüber, wer gerade auf Öl gestoßen und damit zum neuesten Millionär in Texas aufgestiegen war. Als wir das Mittagessen beendet und Bill sich eine Zigarre angezündet hatte, kam ich zur Sache und fragte ihn, ob er je von einem Gauner namens Tully gehört hatte, dessen Stimme auf einen Hals voller Kieselsteine schließen ließ.

»Das klingt nach Tully Kirk. Als ich zuletzt von ihm hörte, trieb er sich oben am Panhandle herum und war von ein paar Leuten, die da Erdgas fördern, als Gorilla engagiert. Da oben gibt's einigen Streit, seit versucht wird, diese Typen aufzuhalten.«

»Ja, ich hab' auch davon gehört. Sie gewinnen nur drei Prozent von diesem Gas. 97 Prozent Verlust sind ziemlich viel. Ich finde, alle Idioten, die so verschwenderisch mit Naturressourcen umgehen, gehören an den Daumen aufgehängt und solange ausgepeitscht, bis sie sich vollpissen«, kommentierte ich.

»Wie auch immer«, seufzte er, um zu verhindern, daß ich in eine meiner berühmten Schimpfkanonaden

verfiel, »jedenfalls hab<sup>«</sup> ich seither nichts mehr von Tully gehört. Warum fragst du?«

Ich erzählte ihm kurz von dem Einbruch, und daß Joe nur wenige Stunden später um die Ecke gebracht worden war.

»Wieso hast du nach dem Einbruch nicht die Polizei gerufen?« forschte er.

»Also komm schon, Bill«, sagte ich erstaunt, »wie kannst du so eine blöde Frage stellen? Du weißt so gut wie ich, was passiert, wenn du die Schergen wegen eines Einbruchs holst: In neun von zehn Fällen nehmen sie alles mit, was die Einbrecher dagelassen haben.«

»Das ist allerdings nur zu wahr.« Er kicherte zustimmend. »Dieser Tully, von dem du erzählt hast. Das ist ein zäher Typ. Vor zwanzig oder dreißig Jahren haben sie ihm in einem Bordell in Matamoros fast die Kehle durchgeschnitten, seither quakt er wie ein Frosch. Manche nennen ihn die Kröte. Er ist nicht einfach ein mieser Charakter, er ist einfach das Letzte.«

»Du weißt wohl nicht zufällig, wo er sich rumtreibt, wenn er in der Stadt ist?« fragte ich in der Gewißheit, daß er alles wußte.

»Du könntest mal im Club der amerikanischen Gewerkschaften vorbeischaun, im Haus der Republik ... vielleicht im Dominozimmer«, sagte er beiläufig.

Vermutlich hätte er mir auch sagen können, was für eine Farbe Tullys Krawatte haben würde. Aber ich war ziemlich sicher, daß ich das nun allein herausfinden konnte. »Danke, Bill, Schätze, ich werd' mal da vorbeistiefeln und nach dem Rechten sehen«, damit stand ich auf.

»Du setzt dich erstmal wieder auf deinen Hintern«, sagte er streng. »Hollis, du weißt, daß du für mich beinahe wie eine Tochter bist, und ich will nicht, daß dir etwas passiert. Ich halte es für das Beste, wenn du die ganze Geschichte vergißt.«

»Ach, Bill, ich kann doch selbst auf mich aufpassen«, stöhnte ich. »Übrigens, du hast nicht zufällig von diesen Gewehren gehört, die aus dem Polizeipräsidium verschwunden sind?«

»Doch, da war sowas. Weißt du, wer sie hat?« fragte er.

»Mist, ich dachte, du hast sie«, lachte ich. »Das Thema taucht immer wieder auf, und ich dachte, du weißt vielleicht etwas.«

»Ich habe nicht die leiseste Ahnung«, protestierte er, ganz Unschuldslamm, und hielt mir seine leeren Hände entgegen. »Ich nehme an, sie haben sie aus dem Land geschafft.«

»Ach, Bill, komm schon. Du weißt so gut wie ich, daß irgendeine undurchsichtige Gestalt sie in irgendeinem

Lagerhaus versteckt hält – entweder hier oder in Galveston. Und was all diese Senatsanhörungen angeht, die momentan in Washington laufen und in denen untersucht werden soll, woher die Verbrecher ihre Waffen haben – zur Hölle, die Polizei sorgt schon dafür, daß sie unters Volk kommen.«

Wir lachten beide, und ich machte mich auf den Weg. Ich stieg in mein Auto und öffnete erstmal den obersten Knopf meiner Hose, damit ich nach diesem Mahl bequem atmen konnte. Als ich wegfuhr, sah ich Bills neuen Cadillac vor seiner Garage stehen. Auf der Kühlerhaube prangten anstelle der üblichen Figur gigantische Rinderhörner.

»Heiliger Strohsack«, murmelte ich, »was wird ihm wohl als nächstes einfallen?«

Ich fuhr unter den Eichenkronen des South Boulevard Richtung Hauptstraße und fand, daß die Bäume mit ihren knorrigen Ästen ausgesprochen unheimlich aussahen. Jeden Moment konnten sie menschliche Züge annehmen, sich herunterbiegen, nach dem Auto greifen und es weit weg schleudern, in ein düsteres Land mit Drachen und Monstern aus Grimms Märchen – ein Land ohne Schokolade und Coca Cola. Ich schüttelte diesen schrecklichen Gedanken ab und kehrte in die tröstliche Realität zurück, zu Gangstern, Knarren, Mördern und billigem Gin.

Das mit den Gangstern erinnerte mich daran, daß ich unterwegs bei *Krön: Juwelen und Pfandleihe* Halt machen könnte. Vielleicht hatten sie einen Revolver, der klein genug für meine Hosentasche war – nur so für alle Fälle. Im Kampf gegen den Verkehr mußte ich zwei Runden um den Block drehen, schimpfte wie ein Rohrspatz und verfluchte all die Widerlinge, die sich hier nur herumtrieben, um mir einen Parkplatz vor der Nase wegzuschnappen. Ich war schon drauf und dran, mein Brechisen schwingend aus dem Wagen zu springen, um ein Ford T-Modell zu demolieren, das vor mir entlangkroch und mehr Rauch ausstieß als eine Öltraffinerie in Baytown, doch da erspähte ich einen Parkplatz und hechtete hinein. Ich ging die anderthalb Block zum Pfandleihhaus zu Fuß und mußte den Mantel ausziehen. Die Temperaturen waren auf 25 Grad plus geklettert, und bei der Luftfeuchtigkeit fühlte ich mich wie am Äquator. Keine Ahnung, warum bei diesem verdrehten Wetter noch nicht die gesamte Bevölkerung von Houston an epidemischer Lungenentzündung gestorben war.

Zwei Frauen, die nach Sekretärinnen aussahen, kicherten die Drei-Dollar-Hochzeitsringe in der Schmuckauslage von *Krön* an. Ich strich an den Ringen, Armreifen und Manschettenknöpfen vorbei und zu den Schaukästen mit Revolvern. Hinter der Theke stand ein

teiggesichtiger Angestellter mit glänzenden schwarzen Haaren und telefonierte. Er bedachte mich mit einer spöttischen Grimasse.

»Ich ruf später zurück«, sagte er, »hab« gerade einen Kunden.« Er wandte den Kopf zur Seite und flüsterte laut: »Es ist eine ...«, hier senkte er die Stimme, damit ich nicht hörte, wofür er mich hielt, aber ich konnte es mir denken. Er prustete höhnisch, legte den Hörer auf und musterte mich langsam von oben bis unten. Dann fragte er: »Was kann ich für Sie tun, kleine Dame?«

Ich holte tief Luft. »Ich würde mir gern einen kleinkalibrigen Revolver ansehen.«

Er quatschte in hochnäsigen Tonfall über die Vorzüge des einen und die Möglichkeiten des anderen, während er sie aus dem Schaukasten holte. Sein viertelstündiger Pflichtvortrag wimmelte vor überflüssigen Fremdwörtern, die er fast durchweg falsch aussprach, aber schließlich war ich nicht hergekommen, um ihm Nachhilfe in Englisch zu geben.

»Darf man fragen, wozu in aller Welt Sie überhaupt einen Revolver zu brauchen glauben, kleine Dame?« Er lächelte verächtlich.

»Man darf. Ich glaube einem Kerl auf zwanzig Schritt Entfernung den Schwanz abschießen zu müssen, und dazu brauche ich eine zielsichere Waffe. Ich schieße ungern daneben.« Da war sie wieder, die kleine, bissige,

lesbische, angriffslustige *bulldyke* auf meiner Schulter. Eigentlich hatte ich sie zu Hause lassen wollen.

Der Verkäufer wurde ein bißchen blaß um den Mund, seine zusammengekniffenen Lippen so weiß wie die Kapuzenmäntel des Ku-Klux-Klan. »Nun, da bin ich etwas überfragt. Hier kommen nicht viele Leute her, die eine Waffe für exakt diesen Zweck brauchen. In der Tat bin ich überzeugt, daß ich noch nie einen Kunden hatte, der mir mitgeteilt hätte, daß er für etwas Derartiges einen Revolver benötige.«

»Nun ja, vielleicht haben Sie die anderen nicht so angeödet. Ich kann Ihnen versichern, selbst wenn ich vor Betreten dieses Ladens niemandem den Schwanz hätte abschießen wollen, würde mir dieser Wunsch gekommen sein, nachdem ich Ihrem pompösen, eingebildeten Geschwafel zuhören mußte. So. Ich nehme diesen 25er Dreyse Taschenrevolver und eine Schachtel Munition. Bitte.«

Sein Mund hing in seinem Gesicht wie ein schief eingenähter Reißverschluß in einer billigen Stoffhose, und er hielt ihn bis zum Abschluß unseres Handels geschlossen. Ich hatte mehr Energie auf ihn verschwendet, als er verdient hatte, aber wenn ich dadurch einem anderen Kunden die Qual des Zuhörens erspart hatte, war es der Mühe wert gewesen. Auf einer Wolke der Selbstzufriedenheit schwebte ich aus dem

Laden, überzeugt, daß ich einmal mehr das Meine getan hatte, um die Welt zu einem angenehmeren Ort zu machen. Während ich zum Wagen zurückging, lud ich den Revolver und schob ihn in die Hosentasche. Ich hoffte, daß ich ihn nicht brauchen würde, aber nach dem, was Joe passiert war, wollte ich kein Risiko eingehen.

Ich fuhr zum Haus der Republik. Laut Wegweiser befand sich der Club der amerikanischen Gewerkschaften im siebten Stock. Ich nahm den Fahrstuhl. Zur Beruhigung tastete ich nach der Waffe in meiner Tasche.

Hinter der Bar bediente ein kleiner, drahtiger Mann. Sein Haar war in der Mitte gescheitelt und mit Pomade an den Schädel geklebt. Er starrte mich an und neigte den Kopf im Versuch, sich an etwas zu erinnern. »Kann es sein, daß wir uns kennen?« fragte er und bewegte den rechten Zeigefinger auf und ab, um seinem Gedächtnis einen Schubs zu geben. »Ja, ich habe Sie schon mal gesehen. Wenn ich nur wüßte, wo?«

»Ich weiß es jedenfalls nicht.«

»Jetzt hab ich's«, rief er. »Sie arbeiten bei der *Times*. Sie sind so eine Starreporterin. Meine Frau kennt Sie. Sie ist auch bei der *Times* beschäftigt. Ich hab Sie da gesehen, als ich meine Frau zur Arbeit gefahren habe.«

»Wie heißt sie denn?« fragte ich, bereit zu schwindeln und zu sagen, daß ich sie kannte.

»Ethel. Ethel Fisher. Sie arbeitet im Vertrieb.« Er strahlte.

»Ich kenne Ethel«, erwiderte ich, erleichtert, daß ich diesen kleinen netten Mann nicht belügen mußte. »Sie bringt mir manchmal Gemüse aus ihrem Garten mit.«

»Das züchte ich im Garten hinterm Haus«, sagte er mit leuchtendem Gesicht, zauberte ein Glas hervor und goß mir einen Drink ein. »Der geht aufs Haus! Mein Name ist Pete.« Wir schüttelten uns die Hände, und ich sagte ihm, wie ich hieß.

Ich nahm einen Schluck. Mit etwas Phantasie schmeckte es fast wie Bourbon. Ich zwang mich, beim Trinken nicht das Gesicht zu verziehen.

Ich hörte mir so viele Geschichten über sein jüngstes Enkelkind an, wie ich ertragen konnte. Dann fragte ich ganz beiläufig, ob ihm ein gewisser Tully Kirk bekannt sei.

»Sekunde«, sagte Pete und wanderte zu einem wartenden Gast am anderen Ende der Bar, der nach einem Drink gewinkt hatte.

Ich sah mir inzwischen die Leute an, die das Lokal frequentierten. An einem Tisch in der Mitte schlürfte eine Frau mit kurzem, krausem blonden Haar eine rote Flüssigkeit aus einem großen, mit Zuckerrand verzierten

Glas. Sie hielt die Augen devot auf die Tischplatte gerichtet und schoß nur gelegentlich einen schnellen Seitenblick auf die Männer ab, die an der Theke standen. Ein schmiereriger Casanova mit Oberlippenbärtchen und marineblauem Nadelstreifenanzug starrte sie dreist an. Schließlich kippte er sein Getränk hinunter und tupfte sich geziert die Lippen mit der Serviette, dann rückte er seine Krawatte zurecht und glitt reptilgleich an den Tisch der Frau. Er sprach sie an, und sie bedeutete ihm, Platz zu nehmen. Er beugte sich zu ihr und flüsterte ihr etwas ins Ohr. Sie kicherte und wurde rot. Er hob den Arm und schnippte mit den Fingern nach dem Kellner. Sie sah beeindruckt aus.

»Ich hoffe, sie hat genug Geld, um es zum Fenster rauszuwerfen«, sagte Pete und deutete mit einer Kopfbewegung auf das Paar, dem ich zugesehen hatte. »Dieser Mistkerl kommt zwei-, dreimal die Woche her und reißt sich eine Frau auf, die ihm Drinks ausgibt.«

»Eine Schande, sowas«, kommentierte ich und fragte ihn noch einmal nach Tully Kirk.

»Pfff, Tully Kirk«, zischte Pete angeekelt und schüttelte den Kopf. »Das ist ein übler Typ. Seine Lieblingswaffe ist ein Teppichmesser. Was wollen Sie von dem?«

»Ich muß ihm ein paar Fragen stellen.«

Pete nahm einen Lappen und wischte mit kreisförmigen Bewegungen die Theke ab. »Er kommt normalerweise so gegen drei zum Würfeln. Später hängt er in den Läden in der Dowling Street rum. Er hat ab und zu was mit einem der Mädchen bei Evelina. Sie wissen schon. Ich habe ihn drüber reden hören.«

»Wissen Sie, ob er Freunde hat? Wo er wohnt?«

»Bis vor ein paar Tagen hatte er seine Bude im Rio Hotel. Aber er ist wohl zu Geld gekommen und ins de George umgezogen. Freunde hat er keine, aber ich hab ihn mit Cotton Peeples zusammen gesehen, kurz bevor er diesen Haufen Geld gemacht hat, mit dem er angibt wie ›ne Lore Affen. Aber ich habe keine Ahnung, was es damit auf sich hat.«

So ein Barkeeper weiß eben alles, was es über die Leute zu wissen gibt, die seine Kneipe aufsuchen. Es erstaunt mich immer wieder. »Cotton Peeples. Ist das nicht der Typ, der die Filiale von Walgreens überfallen und dabei seine Brieftasche samt Papieren verloren hat?«

»Ja, genau der ist es.« Pete lachte. »Meine Frau erzählt mir immer komische Geschichten über den alten Cotton. Was er auch anstellt, er wird immer erwischt. Er hat mal ein Auto geklaut, bei dem die Bremsen nicht funktionierten, und ist prompt einem Streifenwagen hinten drauf gefahren. Alter Trottel.«

»Davon hab<sup><</sup> ich auch gehört«, sagte ich. »Zeigt er sich manchmal hier?«

»Klar. Er sitzt im Hinterzimmer, da, wo gepokert wird. Wenn Sie mit ihm reden wollen, beeilen Sie sich besser. Er trinkt schon eine ganze Weile. Es kann sich nur noch um Minuten handeln, bis er umkippt.«

Ich durchquerte den Raum, passierte den Rundbogen am Eingang, ging nach links den Gang hinunter am Würfelzimmer vorbei und wandte mich nach rechts. Hinter der zweiten Tür befand sich das Pokerzimmer. Ich erinnerte mich, vor einer Woche gelesen zu haben, daß in diesem Zimmer ein Mann nach einer durchzechten Nacht beim Kartenspiel getötet worden war. Ich konnte nicht verhindern, daß ich in einer morbiden Anwandlung nach Blutflecken auf dem Fußboden Ausschau hielt. Gottseidank gab es keine.

Neun Tische waren über den Raum verteilt. Die hellrote Farbe der Wände sollte wohl dafür sorgen, daß die Spieler munter blieben. Der gelangweilte Mann hinter der schmalen Mahagonitheke in der Ecke versuchte mühsam, die Augen offenzuhalten. Zu dieser Tageszeit wurde nur an einem Tisch gespielt. In wenigen Stunden jedoch würde das Zimmer aus allen Nähten platzen.

Cotton Peeples saß allein in einer Ecke. Soweit ich es beurteilen konnte, pflegte er einen ausgewachsenen

Kater. Ich ging hinüber und stellte mein Glas heftig auf seiner Tischplatte ab. Er zuckte zusammen und sah aus, als würde er gleich in Tränen ausbrechen.

»Was dagegen, wenn ich mich dazusetze?« schmettete ich und schleifte den Stuhl absichtlich mit ohrenbetäubendem Geschepper über den Boden.

Er griff sich an den Kopf und hielt ihn fest. »Wer sind Sie?« murmelte er kläglich. Sein Gesicht war von einer käsigen Farbe, die ins Graue spielte. Der Stoff seines schwarzen Anzugs war so abgetragen, daß er glänzte. Kragen und Manschetten fransten aus. Er schüttete den Rest seines Getränks in sich hinein und beguckte das leere Glas voll Trauer. Er war offensichtlich völlig pleite. Es würde leichter sein, als ich gedacht hatte.

»Na, noch'n Drink?« rührte ich. Der Krach schüchterte ihn merklich ein.

»Klar«, sagte er dankbar. Er schien sich nicht entscheiden zu können, ob ich ein Engel oder der Teufel persönlich war.

»Du bist doch Cotton Peeples«, stellte ich fest, nachdem ich mit einer ganzen Flasche Whiskey von der Theke zurückkam.

Er nickte und als Lohn für seine Ehrlichkeit goß ich ihm einen Schuß Whiskey ein.

»Du bist mit Tully Kirk zusammen neulich in meine Wohnung eingebrochen. Warum?« Ich ließ mir etwa so

viel Interesse anmerken, als hätte ich nach der Uhrzeit gefragt.

Sein Kopf flog ruckartig hoch, und seine Kinnlade klappte runter. Er schnappte nach Luft wie ein Wels auf dem Trockenen und begann den Kopf zu schütteln.

»Komm schon, Cotton. Ich hab< nicht den ganzen Tag Zeit für solche Spielchen. Ich weiß, daß du das warst. Du brauchst mir nur zu erzählen, wer dir den Auftrag gegeben hat, und damit ersparst du uns beiden eine Menge Kummer.«

Er schüttelte weiter seinen Kopf.

»Ich verpfeif dich nicht bei den Schergen, Cotton, ich versprech<s. Ich will nur wissen, wer dein Auftraggeber ist und warum. Damit kannst du dir diese ganze Flasche verdienen.« Ich zeigte auf die Flasche, als enthielte sie Seagrams bestes Destillat und nicht irgendein Kropfzeug, mit dem sich zweihundert Jahre alter Möbellack trefflich entfernen ließ. Das Etikett hätte eigentlich mit einem Totenschädel und gekreuzten Knochen gekennzeichnet sein müssen.

Cotton gierte mit den Augen danach, als stünde Gottes eigenes Manna vor ihm. »Schwören Sie, daß Sie nicht zu den Polypen gehen?« Er leckte sich die Lippen und sah einem rotäugigen Frettchen so ähnlich wie möglich.

»Ich schwöre«, sagte ich.

»Tully Kirk hat mich angeheuert. Wir sind rein, um nach Papieren und einem Adreßbuch zu suchen«, winselte er. »Mehr weiß ich auch nicht.«

»Aber, aber, Cotton. Dir ist doch genauso klar wie mir, daß Tully Kirk keinen Grund hat, mein Adreßbuch zu wollen. Er hatte einen Auftrag, und ich will wissen, von wem.«

»Ich weiß nichts davon, bei Gott. Da müssen Sie mit Tully reden«, sagte er und verdrehte die Augen vor Angst, und weil ihm vermutlich sein verrotteter Mageninhalt hochkam.

»Was habt ihr mit meinem Adreßbuch gemacht?«

»Tully hat es mitgenommen. Wir haben uns getrennt, als wir aus Ihrer Wohnung gekommen sind, und ich hab<sup>t</sup> ihn nicht mehr gesehen.«

»Warum habe ich nur diesen leisen, aber sicheren Verdacht, daß du mich anlügst, Cotton? Ich fürchte, du wirst die 500-Dollar-Preisfrage nicht beantworten und den Schnaps auch nicht gewinnen.« Manchmal hatte ich eine sadistische Ader.

»Bitte. Ich lüge nicht. Ich könnte diesen Whiskey wirklich gut gebrauchen.«

Er fing fast schon an, mir leid zu tun, bis ich mich erinnerte, wie ich verängstigt in meiner Küche gestanden und zugehört hatte, wie sie beratschlagten, ob sie mich kaltmachen sollten. Dann fiel mir auch noch

ein, daß sie die Tür hätten offenlassen können, und es hätte sie sicher nicht geschert, wenn Anice verschwunden oder überfahren worden wäre. Ich beugte mich hinüber, stellte einen meiner dicken Schnürschuhe fest auf seinen Fuß, verlagerte diskret mein Gewicht und trat langsam, aber kräftig zu. Ich bin nicht gerade mager – egal, wie weit man die Bedeutung dieses Wortes fassen mag. Sein Gesicht wurde noch blasser, als es ohnehin schon war.

»Ich sollte dir dein winziges Restchen Hirn aus dem Kopf prügeln, aber ich hab keine Zeit, danach zu suchen – es würde einfach zu lange dauern. Insofern ist heute dein Glückstag, Cotton.« Ich flüsterte, da der Barkeeper uns allmählich mißtrauische Blicke zuwarf. »Ich gehe zu Tully, und wenn du mich belogen hast, komme ich wieder und knüpfe dich an den Haaren auf, bis deine Hosenbeine wie Rouleaus rauf- und runterschwingen, wenn du mit den Augen klappst.«

Es war eigentlich nicht meine Art, wie ein Wirbelsturm durch die Stadt zu rasen und Menschen mit Mord und Totschlag zu bedrohen, aber dies waren ungewöhnliche Zeiten. Und immerhin schien es zu funktionieren. Ich grub meinen Fuß noch einmal in seine Zehen, bis ich ein Knacken vernahm. Dann verließ ich das Pokerzimmer und ging wieder nach vorn, um noch ein bißchen mit Pete zu plaudern.

Don Juan hatte die Blonde inzwischen in ein Separee an der Wand manövriert und zog gerade die Vorhänge zu, um ungestört zu sein. Gut für ihn, daß er zwei Hände hatte – so konnte eine in ihrem Portemonnaie fuhrwerken, während die andere sie betatschte.

Pete teilte mir mit, daß Tully noch nicht aufgetaucht war, also bestellte ich mir einen Kaffee und setzte mich damit an einen Tisch, um meine Gedanken zu ordnen. Ich hatte noch nicht darüber nachgedacht, was ich der Kröte erzählen würde, wenn ich sie zu fassen bekam.

Eine Zeitlang saß ich da und sah dem Treiben in der Bar zu. Es war ein ganzes Stück mehr los als zur Zeit meiner Ankunft. Die Männer in ihren Anzügen und Hüten lehnten an der Theke, knabberten Erdnüsse und tranken, während die Frauen an den Tischen saßen und nur tranken. Ich überlegte, ob es wohl undamenhaft war, in der Öffentlichkeit Erdnüsse zu essen, während ich eine Handvoll vertilgte. (Sollte das der Fall sein, dann wollte ich sie künftig in die Luft werfen und mit dem Mund auffangen.) Ich trank weiter Kaffee und wartete bis gegen vier, aber Tully kreuzte nicht auf. Ab und an war von hinter dem Vorhang des Separees, in dem die Blonde und Romeo steckten, Stöhnen und dumpfe Geräusche zu hören. Ich fragte mich, wie weit sie gehen würden, entschied mich aber, daß mir meine Zeit zu schade war, um es herauszufinden.

An der Wand neben dem Eingang hing ein Telefon. Ich rief im de George an, ob Tully dort eingetragen war. Der Angestellte sagte, daß Mr. Kirk in seinem Zimmer sei, und ob ich eine Botschaft hinterlassen wolle. Ich verneinte und hängte ein. Statt dessen fuhr ich rüber in die Preston Street und stellte mein Auto in der Hotelgarage ab. Der Parkplatzwächter nickte mir zu, als ich auf die gläserne Doppeltür zusteuerte, die zur Hotellobby führte. Ich ging rasch hinüber zu seinem Hocker. Er sprang auf. »Sie wünschen, Ma'am?«

»Hallo. Ich wüßte gern, ob Tully Kirk schon zurück ist. Ich soll ihn hier treffen und bin ein bißchen spät dran. Wenn er schon da ist, dann geh< ich gleich auf sein Zimmer, wenn Sie mir die Nummer sagen könnten«, sagte ich mit ehrbarer Hast.

Der Wächter sah mich an, ohne mit der Wimper zu zucken. Er legte die Hände auf seine pulverblauen Uniformtaschen und starrte mich so verständnislos an, als spräche ich Hindustani mit ihm. Ich seufzte und zog eine Dollarnote hervor. Er grinste und griff zu. Hand und Schein verschwanden so schnell, wie ein Frosch eine Fliege schluckt. »Zimmer 504«, raunte er verschwörerisch.

Ich betrat die Hotelhalle und ging gleich zum Aufzug durch. Oben angekommen, wanderte ich ein paarmal im Gang vor Zimmer 504 auf und ab und überlegte, was

nun zu tun sei. Schließlich holte ich tief Luft und klopfte an die Tür. Nichts. Ich klopfte noch einmal und glaubte ein Geräusch zu hören, aber niemand öffnete. Leise durch den Mund atmend versuchte ich den Türkopf zu drehen. Es war nicht abgesperrt. Mein Herzschlag dröhnte in meinen Ohren, als ich langsam die Tür aufschob. Wenn die Spannung nicht bald nachließ, würde ich noch einen Schlaganfall kriegen. Ich machte ein paar Schritte in den Raum hinein. Halb rechnete ich mit Trommelfeuer aus einer Revolvermündung. Einen Schritt weiter und ich erstarrte.

Ein Mann saß auf dem Stuhl neben dem Bett, die Augen auf mich gerichtet. Ich nahm an, daß es sich um Tully Kirk handelte. Sein Gesicht war so blutig, daß ich die Züge nicht erkennen konnte. Blut hatte sein pinkfarbenes Hemd durchtränkt und war auf seine senfgelben Hosen getropft. Ich weiß nicht, ob ich wegen dem Blutbad oder der Farbkombination aufstöhnte. Jedenfalls wollte ich mich gerade rückwärts aus dem Zimmer drücken, als er seufzte. Mir wurde klar, daß er noch lebte.

Zögernd näherte ich mich seinem Stuhl und starrte ihn an. »Bei allen lebendigen und toten Heiligen. Ich weiß nicht, ob es dir bewußt ist, aber jemand hat dich zu Brei geschlagen«, teilte ich ihm mit.

Er rollte mit dem einen Auge, das er noch gebrauchen konnte. Ich holte ein Handtuch aus dem Bad und ließ Wasser drüberlaufen. Hinter der Kloschüssel stand eine Viertelliterflasche Jack Daniels herum, also nahm ich sie mit nach vorn. Ich hielt ihm das nasse Tuch hin. Er nahm es mit der linken Hand, denn die Finger seiner rechten waren ihm einzeln gebrochen worden, so daß die Hand aussah wie der Handschuh des Fängers beim Baseball. Als Berufskiller war er bis auf weiteres keine Gefahr mehr, wenn er nicht ungewöhnlich gut mit der Linken war, was ich bezweifelte. Die meisten Menschen sind außerstande, mit der Gabel in der linken Hand Erbsen zu essen, und schießen ist noch ein bißchen schwieriger.

Ich leerte fast die ganze Whiskeyflasche, während er sich das Gesicht abwischte. Den letzten Schluck ließ ich ihm. Ich wusch das Handtuch aus, er kippte den Rest Alkohol hinunter. Er unterzog sein Gesicht einem zweiten Waschgang. Ein Auge war völlig geschwollen, seine Nase glich einem Pfannkuchen, und seine Lippen waren aufgequollen wie Schläuche.

»Soll ich runtergehen und dir einen Arzt rufen lassen?« fragte ich.

Er lehnte mit einer Kopfbewegung ab. Der Schmerz ließ ihn ächzen. »Whiskey«, murmelte er,

»Ist alle. Ich hab< ihn zur Nervenberuhigung gebraucht, nachdem ich dein Gesicht gesehen habe«, verkündete ich ohne Schuldgefühl.

»Koffer«, brachte er mühsam hervor.

»Ich glaube nicht, daß du heute noch irgendwo hingehen wirst«, antwortete ich.

»Koffer«, drängelte er.

»Oh, du willst, daß ich in den Koffer schaue.« Ich kapierte.

Auf dem Boden am Fußende des Bettes lag ein brauner Koffer. Sein Inhalt bestand aus ein paar Hemden und etwas Unterwäsche sowie einer orangefarbene Krawatte mit dem Konterfei eines Hawaii Mädchens im Bastrock. Heiliges Kanonenrohr! Ich konnte nicht ganz ausschließen, daß er allein für seine geschmacklose Klamotte zusammengeschlagen worden war. Unter den Hemden fand ich eine volle Flasche Whiskey. Ich zog den Verschuß ab und nahm erstmal einen Zug. Ich hörte ein Stöhnen, und die Kröte streckte flehend die linke Hand aus. Ich gab ihm die Pulle und half ihm sogar, sie an den Mund zu heben. Er schluckte einige Zeit in sich hinein. Ich entwand sie ihm, bevor er so weggetreten war, daß er mir nicht mehr antworten konnte. Er richtete seinen Blick fragend auf mich.

»Wer?«

»Ich bin Hollis Carpenter. Du bist vorgestern in meine Wohnung eingebrochen. Erinnerst du dich?«

Er blinzelte und nickte. Es überraschte mich, daß er das zugab.

»Wer ist dein Auftraggeber?«

»Cotton«, mummelte er.

»Ja, ich weiß, daß Cotton mit drinsteckt. Ich will wissen, wer dir den Auftrag gegeben hat.«

Er schüttelte langsam den Kopf und schnitt eine Grimasse – zumindest kam es mir so vor.

»Schmerzt deine Hand schon genug, daß ich einen Arzt anrufen sollte? Du würdest ins Krankenhaus kommen, da verpassen sie dir Morphinum und du spürst nichts mehr davon.«

Er nickte. »Anrufen.«

»Geht klar. Sowie du mir erzählst, für wen du Idiot arbeitest«, sagte ich, und es war mir egal, was er durchmachte.

»Cotton«, sagte er so nachdrücklich er konnte.

»Hör doch auf, Tully. Cotton hat nicht den leisesten Schimmer. Er ist nichts weiter als ein armseliger alter Suffkopf.«

»Lügt. Cotton is< Boß.« Er knirschte mit den Zähnen.

»Es täte mir leid, wenn ich dir die Hand drücken müßte«, warnte ich.

»Nein. Es ist wahr!« Er schielte mich angstvoll an.

Ich dachte an Joe und hatte genug davon, meine Zeit in diesem Loch zu verbringen. Ich beugte mich über ihn und nahm seinen kleinen Finger. Er schrie vor Schmerz. »Ich schwöre!«

»Okay, vergiß es.« Ich ließ den Finger los.

»Trinken«, bettelte er.

»Nichts dagegen«, sagte ich und leerte die Flasche vollends. »Ich hole dir jetzt einen Krankenwagen.«

»Trinken«, wiederholte er.

»Ach, du wolltest auch noch was? Tut mir leid. Alles alle.« Sonderlich leid tat es mir nicht.

Er schien erleichtert, mich von hinten zu sehen. Ich ging treppab, unterrichtete den Nachtportier von den Geschehnissen und wartete, bis er das St. Josephs-Krankenhaus angerufen hatte. Danach verließ ich die Hotelhalle, um mein Auto zu holen.

Der Wächter hockte immer noch da. Ich peilte ihn an. »Jede Wette, daß ich nicht die erste war, die Sie heute nach Mr. Kirks Zimmernummer gefragt hat.« Er starrte mich ausdruckslos an. Ich opferte einen weiteren Dollar.

»Cowboytyp.« So lautlos, wie ein Rolls Royce aus der Vorfürhalle gleitet, war das Geld durch die Luft geschwebt und dem mir mittlerweile vertrauten Verschwinde-Kunststück zum Opfer gefallen.

Ich stieg in meinen Wagen. Cowboytyp? Cowboytyp. Angesichts der Tatsache, daß wir uns in Texas

befanden, im Herzen von Cowboyland, verringerte das den Kreis der Verdächtigen ungemein. Ich fuhr ins Haus der Republik zurück, um Cotton noch mal unter die Lupe zu nehmen. Doch Pete erzählte mir, daß er gleich nach mir gegangen war. Ich ging auch – nach Hause, Anice ausführen.

Ich legte mich hin und machte die Augen zu, um über die Ereignisse des Tages nachzudenken. Alles schien zunehmend verworrener und unkontrollierbarer zu werden. Mir war, als hätte ich den ganzen Tag nichts anderes zuwege gebracht als zu viel zu essen, noch mehr zu trinken und flügelschlagend durch die Stadt zu rennen. Mein Verstand spielte Kreisel und trudelte davon ins Nichts, und ich bekam einfach nicht die Orientierung, um zu erkennen, was vorging. Vielleicht war Meditieren die Lösung. Ich versuchte es nach Art buddhistischer Mönche, bewegte keinen Muskel und konzentrierte mich auf einen Punkt mitten auf meiner Stirn. Als ich gerade einen Hauch von Kontrolle über meine aufgewühlten Nerven zu spüren begann, landete Anice auf meinem Magen. Klar geworden war mir dabei nur, daß Hunde in den Tempeln buddhistischer Mönche vermutlich Hausverbot haben. Ich schob sie von mir, bevor sie bleibenden Schaden anrichten konnte, und schloß sofort wieder die Augen.

Eines war schon sehr befremdlich – allem Anschein nach hatte Cotton Peeples Tully angeheuert und nicht umgekehrt. Bei seinen Schmerzen war ich geneigt, Tully

zu glauben, daß er die Wahrheit gesagt hatte. Aber wer in aller Welt würde Cotton beauftragen, einen Bruch zu machen und notfalls auch jemanden umzulegen? Und wer hatte Tully verprügelt? Und warum?

Ich gab auf und döste ein. Das Telefon weckte mich nach etwa zwei Stunden. Ich griff nach dem Hörer und gleichzeitig nach meinen Schläfen, um einen dumpf pochenden Schmerz zu stoppen.

»Hallo?« Ich krächzte schon wie Tully. Jemand hatte meine Augen mit Schmirgelpapier bearbeitet, und ich war unfähig, auch nur einen Kubikmillimeter Sauerstoff in mein System zu pumpen. Ich schwor mir in diesem Augenblick, keinen Alkohol mehr anzurühren, was immer auch geschehen würde – mindestens einen Monat lang und vielleicht sogar für den Rest meines Lebens.

»Spreche ich mit Hollis?« fragte eine heisere weibliche Stimme.

»Ja«, antwortete ich. Mein Hirn befand sich im Leerlauf, und ich konnte den ersten Gang nicht finden.

»Hier ist Lily Delacroix. Wir haben uns vor zwei Tagen kennengelernt. Sie hatten vorgeschlagen, daß wir uns gelegentlich treffen, und ich wollte fragen, ob das Angebot noch gilt?«

Ich umklammerte die Sprechmuschel und räusperte mich, um ein vernehmliches Ja von mir geben zu können.

»Ich dachte, wir könnten uns vielleicht heute abend auf einen Drink treffen.«

»Heute abend?«

»Ja, wenn Sie Zeit haben?«

»Oh, sicher. Gerade eben dachte ich noch, wie gern ich jetzt einen Drink hätte.«

»Wunderbar!« sagte sie und schien es auch zu meinen. »Gibt es ein Lokal, in das Sie besonders gerne gehen?«

»Suchen Sie eins aus, und ich werde da sein.« Mir fiel so schnell kein Laden ein, wo sie nicht mit ihren hohen Absätzen auf einer Schicht von ausgespuckten Priemen ausgerutscht wäre.

»Fein. Wie wär's mit dem Jagdraum im Warwick?«

»Klar. Ich brauche eine gute Stunde, um mich fertigzumachen und hinzufahren. Ist Ihnen das recht?«

»In Ordnung«, meinte sie. »Bis in einer Stunde dann.« Ich legte ganz ruhig auf. Eine munter hüpfende Anice im Schlepptau marschierte ich besonnenen Schrittes ins Badezimmer und drehte den Wasserhahn auf, um mir ein heißes Bad einlaufen zu lassen. Ich schluckte zwei Aspirin und kehrte ins Schlafzimmer zurück, wo ich mit aller gebotenen Sorgfalt den Inhalt meines

Kleiderschranks musterte. Ich schaffte es, mich noch weitere drei Sekunden lang in dieser abgeklärten Manier zu beherrschen, bevor ich einen Luftsprung machte, »Yippiiiii!« brüllte und Anice halb zu Tode erschreckte.

Von dieser unglaublich schönen Frau angerufen und zu einem gemeinsamen abendlichen Drink aufgefordert zu werden war an sich nicht unwahrscheinlicher als alles andere, was diese Woche mir beschert hatte. Es war klar, daß sie mich nur überreden wollte, meinen Job wieder aufzunehmen, aber die Aussicht, ihr einige Stunden gegenüberzusitzen und sie anzusehen, war enorm verlockend. Und mit Sicherheit hunderttausendmal besser, als querstadtein hinter widerlichen alten Gaunern in senfgelben Hosen herzuspüren. Ich fühlte mich allmählich wie Alice im Wunderland, während um mich herum alles mehr und mehr unwirklich erschien. Was soll's? Ich entschied, daß mir jetzt sowieso nur ein Kopfsprung ins Geschehen blieb, da all mein Gegrübel zu absolut nichts geführt hatte.

Ich war nervös wie ein Flohzirkus kurz vor dem Auftritt und konnte mich nicht entscheiden, was ich anziehen sollte, also öffnete ich die Haustür und hielt kurz die Hand an die Luft. Es war wieder kalt geworden. Entzückend. Ich wühlte braune Wollhosen

und einen cremefarbenen Pullover aus dem Schrank. Ausgiebig weichte ich mich in der Badewanne ein, bis die Gliederschmerzen etwas nachließen. Zum ersten Mal an diesem Tag entspannte ich mich ein bißchen. Dann fiel mir Lily ein, und ich stieß einen unfreiwilligen Schrei aus. Unter den gegebenen Umständen sah ich keine Möglichkeit, Beherrschung zu üben. Anice versteckte sich hinter der Kommode, überzeugt, daß ich den Verstand verloren hatte (was zutraf), bis ich sie hochhob, an mich drückte und ihr eine ausführliche Liebeserklärung machte. Sie wedelte mit dem Schwanz, sah erleichtert aus und stellte sich auf die Hinterbeine, kaum daß ich sie auf den Boden gesetzt hatte.

Flugs zog ich mich an und befestigte meinen Glücksdiamanten im linken Ohr. Meine Schuhe hatten eigentlich ein bißchen Glanz nötig, aber dazu blieb keine Zeit mehr. Ich verteilte ein paar Spritzer Parfüm über mich und packte Mantel und Schlüssel. Anice postierte sich an der Hintertür und wollte sehr offensichtlich mitkommen. Ich erklärte ihr, daß sie dazubleiben habe, aber ich brachte es nicht fertig, ihrem Gesichtsausdruck zu widerstehen, also nahm ich sie doch mit. Sie wartete immer noch lieber im Auto als allein zu Hause.

Wir fahren auf die Woodhead Avenue Richtung Süden. Mein Mund war trocken wie eine

Ausnüchterungszelle, und mein Herz hämmerte fröhlich. Anice kam sofort auf meinen Schoß, stellte sich auf die Hinterbeine und tapste ans Fenster, damit ich es herunterkurbelte. Ich suchte ihr zu vermitteln, daß es dafür zu kalt sei, zumal meine Haare noch naß waren, aber sie blieb beharrlich und gewann. Weit hinausgelehnt ließ sie Bart- und Brauhaare fröhlich im Wind flattern, und ihre Hinterbeine bohrten sich wie Schraubstöcke in mein Bein. Wir brausten links rüber und in die Richmond Street hinein. Ich war kribbelig und auch nicht sicher, weshalb Lily mich nun angerufen hatte, aber im Grunde war es mir egal. Ich war verschossen. In Anbetracht der Umstände wollte ich das eigentlich nicht, eine verheiratete heterosexuelle Frau entspricht nicht gerade meiner Vorstellung von guten Aussichten. Gewöhnlich sehe ich bei solchen Frauen kein zweites Mal hin. Aber sie hatte etwas an sich, was alle Alarmglocken in meinem Kopf übertönte.

Wir bogen rechts in den Montrose Boulevard ein. Ich mußte Anices Hinterpfoten packen, damit sie nicht aus dem Fenster und auf ihren kleinen Dickkopf fiel. Ich fluchte, lenkte, schaltete in einen niedrigeren Gang und hielt gleichzeitig Anice fest. Sie kläffte begeistert und versuchte, sich noch weiter aus dem Fenster zu hängen. So rollten wir majestätisch am Museum vorbei und glitten bravourös in die Einfahrt des Warwick. Ich

bremste. Ein Bediensteter öffnete mir die Wagentür. Dann stieg er ein, und ich grinste boshaft bei seinem Schrei, als ihm Anice auf den Schoß sprang und vier Pfoten in seine Eier rammte, um ihren Anspruch auf den Fensterplatz anzumelden.

Der Türsteher in seiner Uniform ähnelte einem russischen Zaren und strahlte einschüchternde Würde aus. Vermutlich hätte ich geknickt, wenn ich sowas könnte. Immerhin versuchte ich, nicht zu gehen, als vermäße ich gerade ein Baumwollfeld, während ich die Lobby durchquerte – die eine kleine Konzession an sogenannte Fraulichkeit, zu der ich gelegentlich bereit bin.

Die Lobby des Warwick wurde von einem kristallinen Kronleuchter von der Größe eines Flußdampfers erhellt. Die Wände waren in hellem Walnußholz getäfelt, und an der dem Eingang gegenüberliegenden hing ein Aubusson-Gobelin von der Decke bis zum Boden. Letzterer war aus altweißem Marmor mit einer Kaffee-mit-Sahne-farbenen Berberbrücke. Alles, was blinken sollte, blinkte, und alles, was matt schimmern sollte, schimmerte matt. Auf jeder Seite der Lobby waren sechs kleine Geschäfte eingerichtet, die Kleidung, Geschenke oder Schmuck anboten. Ich schritt am Empfang vorbei in einen mit Palmen bepflanzten Hof. Die Menschen an den Tischen

redeten und lächelten, tranken Kaffee und verzehrten französisches Gebäck. Schräg gegenüber wies eine Tafel zum Jagdraum. Ich ging unter den riesigen Palmen in ihren Messingübertöpfen hindurch und schaute hinein. Der Raum war sehr dunkel mit einer gefirnißten Holztäfelung ringsum. Die Messingleuchter hatten die Form übergroßer Jagdhörner. Ein Gasfeuer brannte im braunmarmornen Kamin. Es hätte meine Lieblingskneipe werden können – dunkel, romantisch, und nicht eine Erdnußschale auf dem Boden.

Als sich meine Augen an die Dunkelheit gewöhnten, entdeckte ich Lily an einem Ecktisch. Sie lächelte mir entgegen, und meine Knie wurden weich, um ein Haar wäre ich lang hingeschlagen. Aber dann holte ich nur tief Luft und durchquerte aufrecht den Raum. Sie sah mir zu. Ich wünschte, sie würde wegschauen – für den Fall, daß ich doch noch über irgendwas stolperte. Anmut gehört nicht zu den Eigenschaften, für die ich bekannt bin. Ich brachte es jedoch fertig, den Tisch zu erreichen, ohne mich der Lächerlichkeit preiszugeben. Ich hätte mich weniger davor gefürchtet, in der Schlacht von Gettysburg mitzukämpfen, meinethalben sogar mit nichts als einem rosa Satinröckchen und passendem Sonnenschirm angetan. Aber mich mit dieser Frau an einen Tisch zu setzen und zu plaudern jagte mir eine Todesangst ein. Mehrfach versicherte ich mir, daß sie

ein ganz gewöhnlicher Mensch sei, aber ich wußte natürlich, daß ich log. Sie war eine Göttin, geradewegs vom Olymp herabgestiegen, und das wußte ich ganz genau.

Wie durch Zauberhand erschien ein Kellner, grinste wie Carrolls Cheshire-Katze, nahm meine Bestellung entgegen und verschwand. Halb rechnete ich damit, daß sein Lächeln noch eine Weile im Raum schweben würde, nachdem der Rest von ihm längst verschwunden war.

Ich schickte ein Stoßgebet ab, der Kellner möge sich beeilen, den mir wurde klar, daß mein Mund zu trocken war, um ein Wort zu artikulieren. Also lächelte und nickte ich.

»Hallo. Wie geht es Ihnen?« sagte sie, nahm sich eine rote Zigarette mit Goldmundstück und zündete sie mit einem Feuerzeug an, das seine 999 Karat haben mochte. Beim Öffnen und Schließen des Deckels ertönte ein Klicken, das sich sehr vom Blechgeräusch der Zippos unterschied, die gewöhnliche Sterbliche benutzten. Ihre Zigaretten waren vermutlich teurer als mein Pullover.

Sie trug ein schwarzes Kleid, das zur Farbe ihrer Haare und Augen paßte. Irgendwie sah sie darin wie eine Französin aus, und ich sagte es ihr. Sie lachte und erzählte, daß sie französischer Abstammung sei. Ihre Vorfahren waren um Haaresbreite der Guillotine

entkommen und in Louisiana gelandet. Meine Familie war den irischen Sümpfen entwatet. (Ich konnte sie mir gut auf der Überfahrt vorstellen, wie sie sich gegenseitig herumschubsten, einander auf die Schulter schlugen und grunzten.) Sie gab ein paar amüsante Anekdoten aus dem familiären Schatzkästlein zum Besten, und ich gewann allmählich meine Fassung wieder, nicht unerheblich unterstützt von dem Kellner, der mir ein neues Glas hinstellte, kaum daß ich das alte geleert hatte. Ich stützte die Ellbogen auf den Tisch und das Kinn in die Hände und starrte sie unentwegt an, während sie sprach.

Sie beendete eine Geschichte und sah mich erwartungsvoll an, als sei ich nun an der Reihe. Ich schaute sie weiter an. Sie hob die Hand, strich sich die Haare aus dem Nacken, schüttelte kurz den Kopf, ein Schimmern, und dann lag jedes einzelne Haar da, wo es hingehörte. Ich war hin und weg. Ein splitter nackter Hamlet, gespielt von Shakespeare persönlich, hätte mich nicht annähernd so beeindruckt.

Ich stemmte die linke Hand in die Hüfte. Mein Kinn lag immer noch in meiner rechten. »Sie sind schön.« Es war eine Tatsache. Ich flirtete nicht. Es war genauso sicher und wahr und unausweichlich wie der Sonnenaufgang am nächsten Morgen.

Sie errötete schüchtern. »Sie sehen auch nicht schlecht aus«, bemerkte sie und zog leicht den Kopf ein. Dann sah sie mich an und nippte an ihrem Courvoisier. »Darf ich Sie etwas Persönliches fragen?«

Au, Scheiße, dachte ich, jetzt kommt's. Ich nickte. Ich konnte es ebensogut hinter mich bringen.

»Mögen Sie Frauen?« Nervös nahm sie sich noch eine Zigarette und zündete sie umständlich an.

Ich sagte nur ja. Was hätte ich sonst sagen können? Es war der Moment, in dem die meisten heterosexuellen Frauen mit entsetztem Aufschrei die Flucht ergriffen.

»Gut. Ich bin froh darüber.« Sie sagte es ganz beiläufig, als wäre es die übliche Antwort.

Ich hatte mich getäuscht. Sie war jeder Göttin um Lichtjahre voraus. Sie war unbeschreiblich. Mein Herz bekam Flügel, und die flatterten so wild wie die eines Kolibri, der seinen Schnabel in einem Geißblattbusch vergraben hat. Mein Gesicht prickelte und fühlte sich heiß an.

»Warum haben Sie mich angerufen?« fragte ich schließlich.

»Ich weiß es nicht. Ich hatte nur den Eindruck, daß ich mit Ihnen reden kann. Es geschehen Dinge, die ich nicht ganz begreife, und ich wüßte nicht, wem ich sonst vertrauen könnte.«

»Und Ihr Mann?« Ich mußte diese Frage stellen. Ich wollte bis zum Kern vorstoßen. Ich wollte aus ihrem eigenen Mund hören, daß sie diesen Widerling nicht ausstehen konnte.

Sie schüttelte den Kopf, und Tränen glitzerten in ihren Augen. Sie tupfte sie mit dem Handrücken ab, und ich reichte ihr eine Cocktailserviette. »Würden Sie mich entschuldigen? Ich muß mir die Hände waschen.«

Ich schüttelte den Kopf, dann merkte ich, daß ich eigentlich hätte nicken müssen. Also nickte ich. Sie stand auf und ging weg. Ich wußte nicht genau, was ich von diesem Treffen erwartet hatte, aber bestimmt nicht dies.

Dann kam sie zurück, setzte sich wieder und erzählte mir, daß sie Andrew nie wirklich geliebt hatte. Sie war mit ihrem besten Freund vom College nach New Orleans durchgebrannt und hatte ihn geheiratet, um Andrew zu entkommen. Es stellte sich heraus, daß der Junge homosexuell war, und eines Nachts wurde er zu Tode geprügelt, und seine Leiche lag in der Pirate Alley, nicht weit von ihrer gemeinsamen Wohnung. Nach Ansicht der Polizei hatte ihn jemand umgebracht, den er in einer der Bars in der Bourbon Street aufgegabelt hatte. Ihre Mutter hatte immer schon gewollt, daß sie Andrew heiratete. Sie erzählte ihr so oft, wie gut sie zueinander paßten, daß Lily es am Ende

selber glaubte. Oder sich zumindest einredete, daß sie es glaubte. Sie heiratete, damit die alte Schreckschraube endlich Ruhe gab. (Dieses Wort beschreibt ihre Mutter aus meiner, nicht aus ihrer Sicht). Sie war überzeugt, daß er mit ihrer Ehe genauso unglücklich war wie sie, aber zu wohlerzogen, um es auszusprechen.

»Ich hätte niemals heiraten sollen. Ich bin frigide. Ich habe es schon immer gewußt«, sagte sie beschämt und zugleich wütend auf sich selbst.

Ich gab ihr noch eine Serviette für ihre Tränen und suchte mit Blicken verzweifelt nach dem Ober. Schleunigst noch einen Drink für mich, signalisierte ich wild mit beiden Armen.

»Ich sollte Ihnen das alles gar nicht erzählen. Aber alle Leute denken, wir führen eine vollkommene Ehe, und es gibt keine Menschenseele, mit der ich reden kann. Ich weiß nicht mehr, was ich machen soll.«

»Wo ist Andrew?«

»In New York. Er verbringt dort drei Wochen pro Monat. Er sagt, es sei geschäftlich, aber ich weiß, daß er eine andere Frau hat. Und, Gott steh mir bei, ich bin froh drüber. Sie wissen ja nicht, was für eine Erleichterung es ist, wenn nachts kein Mann in Ihrem Bett liegt und mit Ihnen schlafen möchte, während Sie beim Sex vor Grauen am liebsten schreien würden.«

Möglich, daß ich das nicht wußte, aber ich konnte es mir vorstellen, und das reichte völlig. Ich kippte meinen Drink und suchte nach einer passenden Antwort. »Sie können Ihr Leben nicht für andere leben. Was ist das Schlimmste, was passieren kann, wenn Sie sich scheiden lassen?«

»Meine Mutter würde sterben.«

»Nein, das würde sie nicht. Das mag sie Ihnen einreden wollen, aber es ist nicht wahr. Und selbst wenn, meiner Ansicht nach wär's kein großer Verlust. Ich kann Frauen nicht ausstehen, die ihre Kinder dazu manipulieren, Dinge gegen ihren Willen zu tun. Sie war stark genug, Sie zu dieser Ehe zu überreden. Sie können mir glauben, daß sie auch genug Kraft haben wird, eine Scheidung zu überleben.«

»Ich schäme mich so sehr.« Das Elend war ihrer Stimme anzuhören. »Ich bin ein einziger Fehlschlag. Ich lasse meine Mutter schon wieder im Stich.«

»Sie lassen schon die ganze Zeit nur eine Person im Stich: sich selbst. Was hätten Sie mit Ihrem Leben angefangen, wenn Sie nicht geheiratet hätten? Was wollten Sie als Jugendliche tun?«

»Ich wollte Künstlerin werden«, schniefte sie in die Serviette.

Gott sei's getrommelt und gepfiffen. Ich schnappte nach dem Thema wie ein Passagier der Titanic nach

einer Schwimmweste. Wir sprachen über Kunst, das Hauptfach ihres Collegeabschlusses. Sie hatte außerdem Goldschmiedin werden wollen. Ich ermutigte sie, diese Arbeit wieder aufzunehmen. Ihr Gesicht begann zu strahlen. Sie war entzückt von der Vorstellung und plante, sich das nötige Werkzeug zu beschaffen, um neu anzufangen.

In der Nähe der Bar hatte eine Pianistin zu spielen begonnen. Sie seufzte, sang und schluchzte Lieder mit einer Stimme, die der pure, nackte Sex war. Wir unterhielten uns lange, und zwischendurch lauschten wir der Sängerin. Lily sah fröhlicher aus, als ich sie je gesehen hatte, wohl weil endlich einmal ausgesprochen war, was sie so lange als Staatsgeheimnis mit sich herumgetragen hatte. Es schien, als sei ihr die Last des Erdballs von den Schultern genommen, nur weil sie jemandem erzählt hatte, daß sie eine miserable Ehe führte. Es war kaum zu glauben, um wieviel glücklicher Menschen sein konnten, wenn sie die Maske fallen ließen und aufhörten, sich und andere zu belügen.

»Ich muß meinen Chauffeur anrufen, daß er mich abholt«, sagte sie schließlich mit einem Blick auf die Uhr. »Ich bin in einem Komitee für die Jahrhundertfeier, und wir haben morgen früh um zehn Uhr eine Sitzung.«

Ich sah auf die Uhr und stellte erstaunt fest, daß es ein Uhr morgens war, wir saßen seit fast drei Stunden zusammen.

»Ich fahre Sie nach Hause«, bot ich ihr an. Es war kein großer Umweg, und ich wollte den Abend noch ein bißchen verlängern.

»Macht das auch bestimmt keine Umstände?« fragte sie.

Der für die Autos zuständige Livrierte fuhr meinen Wagen vor. Anice rollte sich auf Lilys Schoß zusammen, als wären sie alte Freundinnen. Ich fuhr Richtung River Oaks. Wir plauderten gemütlich, und ich machte bewußt einen Umweg. Trotzdem hielten wir irgendwann vor ihrem Haus.

»Danke fürs Mitnehmen und Zuhören. Ich fürchte, ich habe Sie mit meinen Problemen belastet, aber ich verspreche Ihnen, daß ich das nächste Mal kein Wort darüber verlieren werde.«

Ich versicherte ihr, daß sie mir keine Last gewesen war und daß sie immer mit mir reden könne, wenn es ihr ein Bedürfnis sei.

Sie hatte schon den Türgriff in der Hand. Dann zögerte sie, bog sich mir entgegen, legte mir die Arme um den Hals und drückte mich. »Ich danke Ihnen so sehr.«

Ich umarmte sie ebenfalls. Ihr Kopf streifte mein Gesicht. Sie drehte sich zu mir, um noch etwas zu sagen, und als sie das tat, küßte ich sie auf die Lippen. Ich weiß nicht, was mich dazu trieb – einen winzigen Augenblick lang schien es einfach das Richtige. Ich hätte mich in den Hintern treten können. Sie hatte mir ihr Vertrauen geschenkt. Einen Moment saß sie stocksteif da, und ich wartete darauf, daß sie zurückfuhr und aus dem Auto sprang. Statt dessen legte sie mir wieder die Arme um den Hals und preßte ihre Lippen auf meine. Sie öffnete ihren Mund, und als meine Zunge ihre berührte, durchbrausten mich kleine Stromstöße vom Becken bis ins Herz.

Sie löste sich von mir und rang nach Luft. »Das ist wundervoll«, sagte sie und sah mich aus großen Augen an. Also küßte ich sie weiter. Ich zitterte wie Herbstlaub im Sturmwind, und meine Beine fühlten sich an wie Gelee.

»Das ist einfach großartig«, sie holte Luft und lachte und weinte gleichzeitig. »So etwas hab< ich noch nie gefühlt. Was ist hier bloß los?« Sie wirkte absolut naiv, fast kindlich, und mein Herz fühlte sich an, als würde es zerquetscht. Meine rechte Hand lag auf ihrem Knie. Sie nahm sie, legte sie zwischen ihre Beine und sagte: »Blitze treffen mich hier und schießen durch meinen

Körper und zu meinem Kopf wieder heraus. Was ist das?»

»Sieht aus, als wärst du nicht frigide«, sagte ich und versuchte, mich so weit zu beherrschen, daß ich nicht wie eine Rakete durchs Autodach schoß. Sie berührte meine Wange und küßte mich noch einmal.

»Komm, bleib bei mir heute nacht«, flüsterte ich so heiser, als hätte ich Halsentzündung.

»Ich kann nicht. Ich muß um zehn zu dieser Sitzung. Kann ich dich morgen treffen? Ich würde das gern weiterführen.«

»Aber klar!« Ich mußte lachen, weil sie sich so formell ausdrückte. Ich hatte einfach alles an ihr gern. Anice saß auf dem Boden des Autos und sah uns voll Verachtung zu, weil sie es nicht geschafft hatte, sich zwischen uns zu drängeln.

»Ich muß ins Bett. Rufst du mich morgen an?«

»Ich habe morgen eine Menge zu erledigen«, sagte ich. »Was hältst du davon, wenn wir uns den Abend freihalten, und ich rufe dich an, sobald es geht?«

»Fein«, murmelte sie verträumt und küßte mich noch einmal. Dann stieg sie aus, und ich wartete, bis sie die Haustür aufgesperrt hatte, bevor ich den Motor anwarf. Die Fenster waren beschlagen, und ich lachte laut, während ich sie mit dem Handtuch abwischte, das ich für Notfälle unter dem Sitz aufbewahrte.

Als ich wegfuhr, winkte ich ihr zu und sah im Rückspiegel, wie sie im Türrahmen stand und mir nachsah, bis ich aus der Einfahrt auf die Straße bog.

Ein Rätsel zumindest war gelöst. Es gab keine Unklarheit mehr über ihr Motiv, mich anzurufen und zum Drink einzuladen – auch wenn es ihr da vielleicht noch nicht bewußt gewesen war. Ich sang den ganzen Weg nach Hause und hupte nicht mal den Idioten an, der aus dem Parkplatz des River Oak Theatre geschossen kam und mich schnitt.

Bevor wir hineingingen, machten Anice und ich erstmal einen Rundgang ums Haus, spähten in die Fenster und lauschten auf Stimmen. Ich hatte keine Lust, mitten in die nächste Überraschung zu stolpern. Allerdings kam ich mir vor wie ein Groschenromandetektiv, als ich mit der Waffe in der Hand das Haus durchsuchte. Erst danach kuschelte ich mich aufs Bett und dachte an Lily Delacroix.

Was mir nicht gefiel, war, daß sie erstens verheiratet und zweitens noch nie mit einer Frau zusammengewesen war. Viele aufgeregte Stimmen in meinem Kopf riefen mir zu, bloß die Finger von ihr zu lassen. Für dieses Problem gab es keine Lösung, bei der nicht irgendwer leiden würde. Und das wollte verdammt nochmal nicht ich sein.

Schließlich schüttelte ich entschieden die Gedanken ab, die wie kleine Geister um Mitternacht aus ihren Gräbern stiegen, mit ihren Ketten rasselten und ihre Qual herausstöhnten. Wie üblich würde am nächsten Morgen alles wesentlich hoffnungsvoller aussehen, und so machte ich die Augen zu und schlief.

Das Telefon weckte mich. Kaum zu glauben. Es war drei Uhr früh und dieses dämliche Telefon klingelte. Blind griff ich nach dem Hörer. Eine heisere Männerstimme knarzte: »Ich bring« dich um. Egal, wo du dich versteckst, ich finde dich und mach« dich kalt.«

Ich saß kerzengerade im Bett und starrte den Apparat an. Er hatte nicht aufgelegt – es war kein Freizeichen zu hören. Ich wartete, hoffte halb, daß das ein Scherz war. Er krächzte Obszönitäten, die eine Bordellmutter in Singapur schockiert hätten. Ich knallte den Hörer auf die Gabel. Der Mann hatte seine Stimme verstellt, um wie ein Geistesgestörter zu klingen. Anscheinend war ihm nicht klar, daß das, was er sagte, geistesgestört genug war. Ich hatte keinen Schimmer, wer das gewesen sein konnte, aber so sicher wie Anices Haufen in Mrs. Dantzlers Hof war es kein harmloser nachbarschaftlicher Gruß nach längerer Funkstille.

Ich brauchte eine Zigarette, aber ich konnte nicht rauchen, weil meine Hündin davon niesen mußte.

Ich saß auf der Bettkante und dachte angestrengt drüber nach, wer mich gute alte Haut umbringen wollte. Die Liste war so lang, daß ich mich auf das vergangene halbe Jahr beschränkte. Mir fielen mindestens sieben Politiker ein, dazu fünf Gangster, zwei Stadtverordnete und diverses kleineres Kroppezeug. Eine wütende Anice starrte mich aus

glasigen Augen an, um mir klarzumachen, daß sie es nicht schätzte, wenn ich mitten in der Nacht Licht machte. Ich ignorierte sie, ging zum Frisiertisch und holte die 38er aus der Schublade. Ich sah nach, ob sie geladen war, und steckte sie unters Kopfkissen. Dann erst schaltete ich das Licht aus und wälzte mich herum, bis ich endlich einschlief.

Ich träumte, daß Lily mich zu ihren Eltern mitnahm. Sie saßen angezogen im Bett, und ich kroch zu ihnen unter die Decke und fing eine Unterhaltung an. Ein kleiner Vogel kam ins Zimmer. Er war etwa so groß wie mein Daumen, hatte hellrotes Gefieder, zwei Köpfe und die Rückenfedern sahen aus wie zwei riesengroße Augen. Er symbolisierte Liebe und Harmonie. Ich jagte ihm die ganze Nacht hinterher.

Kurz nach sieben weckte mich das Telefon erneut. Ich schnappte es mir und knurrte ein Hallo in die Sprechmuschel.

»Guten Morgen«, sagte Lily.

»Hallo. Ich dachte, du wärst jemand anders«, erklärte ich. »Am Telefon, meine ich. Ich hab' heute nacht einen obszönen Anruf bekommen, und ich dachte, der Typ ruft nochmal an.«

»Oh. Es tut mir leid, wenn ich dich geweckt habe, aber ich wollte dich erwischen, bevor du aus dem Haus gehst.«

Ich fühlte mein Herz schwer werden. Sie hatte es sich anders überlegt. Sie rief an, um unser Treffen heute abend abzusagen, und ich würde nie mehr ein Wort von ihr hören.

»Ich wollte dir nur sagen, daß Benny Goodman heute abend im Rice Terrace spielt, und dich fragen, ob du Lust hast hinzugehen?«

»Liebend gern! Ich wollte ihn immer schon sehen, aber jedesmal, wenn er in Houston spielte, kam mir was dazwischen. Wann fängt es denn an?« Hätte sie mich zu einem Konzert eingeladen, wo das Orchester mit den Fingernägeln auf Tafeln kratzt – ich hätte ja gesagt.

»Um neun.«

»In Ordnung. Soll ich dich abholen, wollen wir uns dort treffen, oder wie machen wir's?«

»Treffen wir uns dort. Acht Uhr dreißig vor dem Eingang.«

»Ich werde mich den ganzen Tag darauf freuen«, sagte ich.

»Ich mich auch.«

»Ach, ähm, Lily, wann sagtest du, würde Andrew zurückkommen?« fragte ich ganz nebenbei.

»Keine Ahnung. Ungefähr in zwei Wochen. Wieso?«

»Ohne besonderen Grund. Ist mir nur so eingefallen.«

»Oh. Na, ich wünsche dir einen wundervollen Tag, Hollis. Ich werde an dich denken.«

»Ich werde auch an dich denken.« Ha! Ich würde wahrscheinlich für den Rest meines Lebens an nichts anderes mehr denken.

»Ich muß jetzt unter die Dusche schlüpfen. Bis heute abend!« verabschiedete sie sich.

Ich legte mich wieder in meine Kissen und malte mir aus, wie sie unter der Dusche stand. Ich wußte ganz genau, wie sie aussehen würde. Allerdings würde ich heute nicht viel auf die Reihe kriegen, wenn ich weiter darüber nachdachte. Ich fragte mich, ob sie unsere Gespräche immer mit Sätzen wie ›Ich muß ins Bett‹ oder ›Ich schlüpfte unter die Dusche‹ beenden würde. Hoffentlich nicht. Meine Phantasie war ohnehin schon zu lebhaft, und es brauchte nicht viel, um sie völlig außer Rand und Band geraten zu lassen. Aber ich hatte heute viel vor, also wälzte ich mich endlich aus dem Bett, statt weiter mit glasigen Augen herumzuliegen, als hätte ich Gehirnerschütterung.

Nachdem ich Anice ausgeführt hatte, schlüpfte ich unter meine eigene Dusche. Das warme Wasser prasselte mir auf den Kopf und vertrieb ein paar der zarten Gespinste. Ich machte einen Plan für den Tag. Eigentlich mußte ich Cotton Peeples finden, aber das brauchte mehr Zeit, als ich hatte. Ich mußte Susie Nobles übelbeleumdeten Haus einen Besuch abstatten und nachforschen, ob Joe in der Nacht seiner

Ermordung dort gewesen war. Außerdem hatte ich Susie lange nicht gesehen, und ich war völlig verrückt nach ihr.

Zuerst aber mußte ich in Erfahrung bringen, was nun mit Joes Begräbnis war. Sein Sohn hatte angekündigt, daß er heute oder morgen nach Houston fliegen würde, und mich gebeten, ihn am Flughafen abzuholen. Ansonsten wollte er alles Notwendige telefonisch mit Earthmans Bestattungsinstitut regeln und die Trauerfeier möglichst für übermorgen veranlassen.

Ich rief im Polizeipräsidium an und ließ mich mit der Mordkommission verbinden. Verantwortlich für diese Abteilung war Captain Frank Brumfield, ein nett aussehender Mann Anfang sechzig mit angenehmen Umgangsformen. Wir kannten uns recht gut. Ich hatte ihm all die Jahre über immer wieder Informationen zu diversen Fällen zukommen lassen, und er hatte sich mit der einen oder anderen Exklusivmitteilung revanchiert.

Unglücklicherweise war Frank außer Haus, und ich wurde zu Sergeant Darryl Wade durchgestellt. Der war ein kleiner, drahtiger Typ mit Augen so schwarz und grausam wie die eines Kredithais. Seine schiefe Nase und seine Blumenkohlohren waren Relikte vergangener Boxertage. Ich weiß nicht, ob er ein guter Boxer war, aber er war ein so fieser Hund, daß das jeden Mangel an Talent ausglich.

»Hier Wade.« Es klang, als fiele eine Zellentür ins Schloß. »Wer ist da?«

Mein erster Impuls war, aufzulegen und es später noch einmal zu versuchen, aber ich gewöhnte mich allmählich an die Drahtseilakte eines rauheren Lebens.

»Tagchen, Wade«,

zirpte ich also. »Hollis Carpenter hier. Ist Frank wohl zu sprechen?«

»Nein. Und wenn er's wäre, würde er nicht mal mit Ihrem Arsch reden.«

»Ts, ts, ts. Sind wir heute morgen mit dem falschen Fuß aufgestanden?«

»Heilige Scheiße. Als ob ich nicht genug Probleme am Hals hätte, auch ohne das neunmalklugen Getue von verfluchten Presseschnüfflern.«

»Es tut gut zu wissen, daß in dieser sich immerfort verändernden Welt doch eine gewisse Beständigkeit zu finden ist. Ganze Kulturen und Zivilisationen mögen zu Staub zerfallen, das Leben, wie wir es kennen, kann ausgelöscht werden. Aber wenn ich darüber nachsinne und voller Ahnung erbebe, sage ich mir: ›Ruhig, Hollis. Ruf den guten Darryl Wade an. Er wird unverändert durch alle Zeiten ein erstklassiges Arschloch sein. Darauf wenigstens kannst du dich verlassen.«

»Ja, verlassen Sie sich mal darauf. Ich werd<sup>t</sup> Ihnen bei Gelegenheit zeigen, wie sehr Sie sich drauf verlassen können.«

»Versuchen Sie<sup>s</sup> ruhig, Sie Miesling. Ich hetz<sup>t</sup> Ihnen den größten, gemeinsten Kampfhund von einem Rechtsanwalt auf den Hals, bevor Sie Marcus Vipsanius Agrippa gesagt haben.«

»Warum scheren Sie sich nicht ...«

»Das würde ich gern, aber mir steht nur eine gewisse Spanne an Zeit zur Verfügung, und ich genieße den mentalen Stimulus Ihrer Konversationskünste so sehr. In meinem Horoskop steht, daß ich heute geistig minderbemittelten Menschen zuhören soll, um Intelligenz wieder wahrhaft schätzen zu lernen.«

»Weshalb rufen Sie an?« Er fletschte schon hörbar die Zähne.

»Mich interessieren die neuesten Entwicklungen im Mordfall Joe.«

»Das hätten Sie wohl gern. Schreibt bei jeder Gelegenheit widerlichen Dreck über uns, aber wenn sie Informationen will, kommt sie angewinselt und glaubt, sie kriegt sie noch auf dem Silbertablett. Fahr zur Hölle.« Er schmetterte den Hörer hin, bevor ich zur nächsten Salve ansetzen konnte.

Ich saß da und starrte fasziniert aufs Telefon, als hätte es versprochen, in voller Bühnenmontur die

Ballade von Minnie der Landstreicherin zu singen. Dieser Tage waren alle so reizbar. War vielleicht Vollmond?

Ich ging aus dem Haus, um selbst zum Polizeigebäude zu fahren. Der Tag war bedeckt, das gefiel mir. Ich mochte es, wenn der Himmel etwas tat und nicht nur dahing, während die Sonne schien. Es gab mir Energie, wenn Wind wehte und dunkle Wolken über den Himmel jagten. Ich registrierte, daß die Azaleen in meinem Garten kurz vor der Blüte standen, was bedeutete, daß der Frühling endgültig im Anmarsch war. Verrücktes texanisches Wetter. In ein paar Tagen vom Eiswind aus dem Norden zum lauen Lüftchen. Bis das letzte Wort gesprochen war, drohten wohl noch ein paar Kälteeinbrüche, aber trotzdem – der Winter war so gut wie vorbei. Dachte ich. Ich sollte nicht recht behalten. Es passiert selten, aber gelegentlich täusche ich mich.

Ich sprang in meinen Ford und startete Richtung Polizeipräsidium. In der Stadtmitte wechselte ich auf die Schleichspur und beobachtete die Menschen, die die Gehsteige entlanghetzten. Ich mochte den Trubel, der hier herrschte. Die meisten Männer hatten ihre Mäntel ausgezogen und machten ihren Gang durch die Straßen in Hemd und Hosenträgern – Hosen trugen sie natürlich auch noch. Die Frauen hatten heute alle etwas

Erhabenes an sich, sie eilten dahin, ihre Taschen unter den Arm geklemmt. Die durchschnittliche Kleiderlänge reichte bis zur halben Wade, und kleine Baskenmützen schienen diesen Winter der Renner zu sein. Neonschriftzeichen glitzerten und lockten: ›Trink Coca Cola an der Bar im Lamar‹ und ›Der schönste Abend Ihres Lebens – besuchen Sie Altmexiko im Spanischen Restaurant des Lamar Hotels‹. Die Anzeigentafel über dem Loews State verkündete, daß sie *Ein Gespenst auf Reisen* mit Robert Donat in der Hauptrolle zeigten – fünf Cent für die Vorstellung am Vormittag und fünfzehn Cent für abends. Im Metropolitan lief *Höhe Null*.

Der Witz an Houston ist, daß es auf den ersten Blick so wunderbar sauber und intakt aussieht. Es scheint nur aus Bürogebäuden, Hotels, Kleiderläden, Kaffees, Kinos und Kaufhäusern zu bestehen. Diese Fassade täuscht. Wer sich auskennt, weiß, wo es Alkohol und Drogen, Huren und Glücksspiel gibt. Nur fünfzig Meilen weiter südlich liegt Galveston. Da sind derlei Örtlichkeiten nicht zu verfehlen – Bordelle, Spielhallen, Ladenpassagen, Schießbuden und Striplokale. Alles, was das Herz begehrt, findet sich hier unter Gottes freiem Himmel und ist für jede und jeden sichtbar. Die Leute sind sogar stolz drauf. In Houston haben die baptistischen Heuchler das Sagen – alles ist da, und alle

hängen mit drin, aber alle geben vor, daß da gar nichts ist und niemand damit zu tun hat. Ich stellte fest, daß ich genug Zeit verschwendet hatte, wechselte auf die Überholspur und schwirrte ab zum Präsidium, das an der Preston Street Ecke Caroline Street lag.

Es war ein fünfstöckiges Gebäude aus dunkelroten Ziegeln. Um die Tür herum verlief eine Blende aus Zement mit barocken Verzierungen. Als ich vom Parkplatz aus die Straße überquerte, rührten zwei Motorradstreifen auf ihren Harleys an mir vorbei. Ihre Oberkörper sahen in den engen Mänteln aus wie umgedrehte Pyramiden. Ihre Reithosen waren sorgfältig in die blitzblanken schwarzen Stiefel gesteckt, ihre Gesichter ausdruckslos. Sie sahen aus wie zwei Wagenheber in Uniform. Ich winkte ihnen zu, aus Freundlichkeit und auch, weil sie mir höllische Angst einjagten. Sie nickten gleichzeitig wie zwei Marionetten. Wenn ich je einen Grund brauchte, keine Kriminelle zu werden, dann war er gerade an mir vorbeigefahren.

Das Haus roch nach Desinfektionsmittel, altem Holz und Tabak. Ich ging durch die Eingangshalle, immer drauf bedacht, den Strömen von Tabaksaft und Schnupftabak auszuweichen, die pi mal Daumen auf die großen Messingspucknäpfe gezielt waren, die in strategisch günstigen Intervallen überall im Haus standen.

Ich traf auf einen Polizisten, der in meiner Gegend eine Zeitlang auf Streife gegangen war. Sein Gesicht wurde durch ein großes Stück Kautabak in der rechten Backetasche entstellt. Er schenkte mir ein breites Grinsen, und ein Faden braunen Speichels rollte sein Kinn hinunter. Er wischte ihn mit dem Handrücken weg.

»Hallo, Miss Carpenter. Was macht das Leben?«

»Hallo, Tom. Ich hab< gedacht, dich hätten sie inzwischen gefeuert.«

»Haben sie auch. Letzte Woche. Ich bezahle sie jetzt dafür, daß ich hier arbeite. Ich mußte mir zusätzlich einen Nachtschichtjob besorgen, damit ich<s mir leisten kann. Hahaha!« Er spie in einen Napf und lachte noch eine Weile weiter.

»Ich seh< schon, sie halten dich auf Trab!« meinte ich, nachdem ich herzlich mitgegrölt hatte. Auch bei einem freundlichen Polizisten gilt: lache immer über seine Witze.

»Oh, ja.« Er wies mit dem Kopf auf Gruppen von Leuten, die in der Halle herumstanden. »Jedes Jahr dasselbe. Die Tagung der baptistischen Kirche. Hol diese verdorrten kleinen alten Männer aus diesen verdorrten kleinen alten Mistkäffern, und sie drehen völlig durch. Du glaubst gar nicht, wie viele Christen

ihren Glauben ganz schnell vergessen, sowie sie in der Stadt der Sünde weilen.«

»Du wärst überrascht, wenn du wüßtest, wie viele Christen niemals einen Funken Glauben im Leib gehabt haben, Tom.«

»Ja, ist das nicht die verdammte Wahrheit«, rührte er. Ich bekam etwas Tabak ab und war froh, daß ich dunkle Kleidung trug.

Ein Polizist kam herein. Wir drehten uns um. Er war eigentlich nicht viel größer als das Empire State Building. Er hielt ein vertrocknetes Männlein am Schlafittchen. Letzteres war mit einem verbeulten braunen Anzug bekleidet und hatte einen Adamsapfel so groß wie ein Badepantoffel.

»Lassen Sie mich los! Sie machen einen großen Fehler. Ich bin der Diakon der Zweiten Baptistischen Kirche zu Lufkin in Texas!«

»Meinethalben könnten Sie der Papst sein – es schert mich nicht. Eine Prostituierte dafür engagieren, daß sie Ihnen eine Straßhalskette in den Arsch schiebt und dann mit Schwung wieder rauszieht – das mag im wilden Lufkin durchgehen, aber hier ist es gesetzlich verboten«, knurrte der Bulle und marschierte mit dem verhutzelten Männlein den Gang hinunter zum Vernehmungszimmer. Er blickte über die Schulter zu uns, grinste und zwinkerte uns zu. Ich fragte mich, wie

der Diakon seiner Gemeinde sein Tun erklären würde. Ich wünschte ihm, daß er zumindest die Kette als Souvenir behalten konnte. Armer alter Teufel, es war wohl ziemlich schwierig, in Lufkin jemanden zu finden, der oder die einem Juwelen in den Hintern schob.

Der Zwischenfall hatte mich ungeheuer belebt. Teufel, ich war schon vorher guter Dinge gewesen, jetzt grenzte meine Laune an Euphorie. Fast in einem Anlauf nahm ich die ausgetretenen Stufen, die zu dem anstaltsgrün gestrichenen Zimmer führten, in dem die Mordkommission residierte.

Frank Brumfield bot mir mit einer Handbewegung einen Platz auf dem harten Holzstuhl ihm gegenüber an. Zwischen uns stand sein Schreibtisch aus büroüblicher heller Eiche. Die Brandflecken ausgedrückter Zigaretten und eingeritzte Obszönitäten zierten die Tischplatte.

Brumfield sah erschöpft aus. Vor ihm wuchsen Berge unerledigter Schreibarbeit – Stalagmiten, die nicht aus Wasser, sondern aus vielen kleinen und größeren Verbrechen entstanden waren. Seine Kleidung war ordentlich gebügelt und seine Schuhe auf Hochglanz poliert. In seinem Mundwinkel klebte eine Zigarette.

Sein Blick war ernst, als er sagte: »Ich habe gehört, daß du vorhin angerufen hast. Warum vertust du deine

Zeit damit, einem Idioten wie Darryl Wade zu widersprechen?«

Ich zuckte die Achseln. Auf diese Frage gab es keine Antwort. Warum überqueren Hühner Landstraßen? Um auf die andere Seite zu kommen? Oder weil sie ein unbewußtes Verlangen haben, plattgefahren zu werden?

»Wo ist denn dieses Trampel?« fragte ich.

Die Mordkommission war in einem Büroraum untergebracht, der ungefähr so groß war wie mein Wohnzimmer. Die Einrichtung bestand aus verschrammten Schreibtischen und Stühlen, deren Standort ein drittklassiger Innenarchitekt im Vollsuff berechnet hatte. An einer Wand waren Aktenschränke aufgereiht, obenauf lagen braune Ordner herum. Eine schmutzige Tafel nahm die Nordseite ein. Sie war vollgekritzelt mit Kreidediagrammen und Auflistungen, die meiner Schätzung nach die Fakten zu etlichen laufenden Fällen waren. Unten links hatte ein Witzbold zwei kopulierende Strichmenschen hingezichnet. Gekrönt wurde dieses behagliche Arbeitszimmer von zwei asymmetrisch aufgestellten grauen Mülltonnen. Aus einer stieg Rauch auf. Ich machte Frank auf diese Tatsache aufmerksam und wartete, während er den Schwelbrand mit einer Tasse Kaffee löschte.

»Das ist das einzige, wozu diese Brühe taugt«, erklärte er. »Wahrscheinlich frißt sie ein Loch in den Boden des Mülleimers. Gut, daß du gekommen bist. Ich hätte dich heute sowieso angerufen. Wollte fragen, was du da neulich in Joes Wohnung gemacht hast?«

Ich runzelte in verwirrter Unschuld die Stirn. »Ich wollte ihn nur besuchen. Ich hab< versucht ihn anzurufen und mir Sorgen gemacht, also bin ich rübergefahren. Mehr nicht«, teilte ich ihm freundlich mit. Es war die Wahrheit. Es mochte nicht die ganze Wahrheit sein, aber ich hatte ihn nicht belogen.

»Und warum wolltest du ihn sprechen?« fragte er höflich.

»Ich wollte einfach mit ihm reden. Joe und ich sind alte Freunde, das weißt du doch, Frank. Wieso fragst du? Stehe ich unter Verdacht?« Ich lehnte mich im Stuhl zurück und überkreuzte die Knöchel.

»Jede und jeder ist verdächtig«, brummte er und kratzte sich an der Stirn. »Ich weiß, daß du mit Joe befreundet warst. Das war ich auch. Joe stand auch mit all seinen Kollegen hier auf gutem Fuß, und sie sind mächtig sauer über seinen Tod. Das gilt auch für die großen Tiere einen Stock höher. Alle wollen, daß Joes Mörder geschnappt wird. Sie setzen mir immer zu, wenn es einen Polizisten erwischt, und ich muß doppelt so hart arbeiten. Darum will ich alles wissen, was Joe

angeht: womit er seine Zeit verbracht hat, und mit wem. Wo er hingegangen ist und was er gegessen hat. Wenn du etwas weißt, dann möchte ich, daß du es mir auf der Stelle erzählst.«

»Ich weiß wirklich nichts, Frank.« Ich war ziemlich sicher, daß es nicht zu meinem Vorteil wäre, einem Polizisten zu erklären, daß sein Kollege dran glauben mußte, weil ich damit angegeben hatte, daß ich eine neue heiße Reportage über Korruption und Verbrechen in der Polizei schrieb. Manche Leute mögen mich darin verantwortungslos finden – doch hätte ich die Wahl, ich zöge den Königswalzer mit einer Klapperschlange vor. »Aber sollte ich was erfahren, dann lasse ich es dich sofort wissen.«

»Ich glaube, daß du lügst.« Auf einer Eisfläche hätte seine Stimme tiefe Kratzer hinterlassen.

»Na ja«, sagte ich gereizt, »du kannst mir ja eins mit dem Gummiknüppel überziehen. Ich bin sicher, daß du einen in deiner Schreibtischschublade hast.«

»Das sollte ich wohl, schon aus Prinzip.« Er seufzte und fuhr sich mit den Fingern durch das schwarze, mit grauen Strähnen durchsetzte Haar. »Versteh doch, ich bin müde, und ich will Joes Mörder finden, damit der ganze Spuk ein Ende hat, und damit ich nach Hause gehen und mich ausschlafen kann.«

Ich nickte zum Zeichen des Verständnisses und wünschte, ich könnte diesem Mann helfen. »Wie wurde er umgebracht?«

»Ich sollte dir gar nichts erzählen. Mit einer 45er. Die mittlerweile wahrscheinlich auf dem Boden der Fahrrinne im Fluß liegt. Mehr wissen wir im Grunde nicht.«

Er rupfte einen Stift aus der Schublade, griff sich ein paar Bögen aus dem Papierstoß, der sich vor seiner Nase türmte, und fing an zu schreiben. Ich sah ihm zu, bis er den Kopf hob. »He, bist du immer noch hier? Das war's. Geh. Wenn du was hörst, ruf mich an.«

Ich stand auf, grüßte ihn mit dem erhobenen Daumen und wandte mich zur Tür. Genau eine Minute zu spät.

Darryl Wade blieb im Türrahmen stehen und stierte mich wütend an. Sein weißes Hemd war ebenso verknittert wie seine schwarze Hose, die zu groß war, so daß der Sitz runterhing. Sein Hut sah aus, als hätte er gerade eine Auseinandersetzung mit einem betrügerischen Zuhälter gehabt. Er stellte sich breitbeinig hin und verschränkte die Arme vor der Brust. »Schau, schau, wer da ist«, höhnte er. »Was führt uns denn hierher?«

»Der Osterhase. Ich muß doch die blauen Eier vorbestellen.«

»Warum zum Teufel –«, legte er los.

»Warum zum Teufel hältst du nicht die Klappe und setzt dich hin, Wade«, brüllte Frank ihn an. »Ich will den Mist nicht hören!«

Wade wurde blaß vor Wut und starrte mich sekundenlang erbot an, bevor er einen Schritt zur Seite trat, um mich vorbeizulassen.

»Was ist los mit Ihnen, Wade? Ist Ihr Schlüpfen zu eng?« stichelte ich beim Rausgehen. Ich weiß auch nicht, warum ich immer das letzte Wort haben muß.

Die Schergen sind wahrhaftig keine große Hilfe bei einer Morduntersuchung, dachte ich grimmig, als ich das Polizeipräsidium verließ und in mein Auto stieg. Ich parkte aus und fuhr stadteinwärts ins Zentrum, um noch ein bißchen die Leute zu beobachten. Nach einiger Zeit bemerkte ich einen grünen Chevrolet hinter mir, der an derselben Aussicht interessiert zu sein schien wie ich, denn welche Richtung ich auch einschlug, er blieb auf meinen Fersen. Ich fuhr in die nächste Straße zu meiner Rechten hinein, zwei Häuserblöcke später bog ich links ab. Er war immer noch da. Schließlich fand ich einen Parkplatz vor dem Kaufhaus der Gebrüder Foley und ließ die Hand in der Hosentasche verschwinden – allerdings nicht, um mich zu kratzen. Ich hatte meine Taschenkanone eingesteckt und war entschlossen, diesem Burschen neue Bedeutungen des Wortes ›Naseputzen‹ zu eröffnen, falls er meinem Auto zu nahe

kam. Der grüne Wagen verlangsamte, hielt aber nicht. Andere Autos verdeckten ihn, so daß ich weder Fahrer noch Nummernschild erkennen konnte. Ich fuhr wieder aus dem Parkplatz raus, nahm die nächste Abbiegung, die stadtauswärts führte, und machte mich auf den Weg zurück nach Montrose.

Verfolgt zu werden hatte mir gerade noch gefehlt. Es war Zeit für das Hilfsaufgebot. Ich fuhr direkt zu Gael und Katherine. An diesem Morgen war genug passiert, ich fühlte mich, als wäre ich seit jenem Tag auf den Beinen, an dem die Maschine erfunden wurde, die die Baumwollfäden von den Samen trennt. Es war erst zehn Uhr morgens. Ich hielt hinter Katherines weißem Cadillac-Cabriolet.

Gael hatte das Büro ihrer Baufirma bei sich im Haus, und Katherine war freischaffende Künstlerin, daher hatte ich gute Chancen, zumindest eine von beiden anzutreffen. Als ich die Stufen zum Eingang des grauen Backsteinbungalows hinaufstieg, stellte ich fest, daß Katherine sich durchgesetzt hatte und die Zierleisten und Rahmen grün und burgunderrot gestrichen waren. Die Fenster hatten neue, farblich passende Sonnenblenden. Es sah sauber und nach Maßarbeit aus. Ich lehnte mich genüßlich auf den Klingelknopf und wartete.

Ich vernahm ein gedämpftes »Den Schweinehund mach< ich kalt« und dann »Komm< ja schon, komm< ja schon.« Gael riß die Tür auf, eine volle Kaffeetasse in der Hand und sichtlich bereit, sie dem Missetäter ins Gesicht zu kippen. Bei meinem Anblick senkten sich ihre Augenbrauen wieder auf Normalhöhe und trafen sich über der Nase.

»Ach, du bist<s«, brummte sie leiser, runzelte die Stirn und winkte mich ins Haus.

»Noch Kaffee da?«

»Du weißt, wo. Hol dir welchen«, knurrte sie und schlurfte verschlafen zur Couch hinüber.

Ich nahm mir in der Küche eine Tasse Kaffee und gesellte mich zu ihr ins Wohnzimmer.

»Die Couch neu?«

»Neu bezogen.«

»Aha. Wo ist Katharine?«

»Macht Gymnastik im Schlafzimmer. Jinx ist bei ihr«, sagte Gael, schlürfte Kaffee und rauchte. Jinx war ihr Hund.

»Vielleicht sollte ich rübergehen und zuschauen«, sagte ich unschuldig.

»Das würde ich an deiner Stelle nicht tun, sie hat keinen Faden am Leib.«

»Was meinst du wohl, warum ich zusehen will?«

Sie begann allmählich aufzuwachen und grinste. »Was bringt dich so früh auf die Beine? Ich dachte, du schläfst bis mittags, seit du nicht mehr zur Arbeit mußt. Verdammt, nutz doch die Chance, solange du sie hast.«

»Ich habe Orte aufzusuchen, Dinge zu tun und mit Leuten zu reden«, sagte ich lässig und schwenkte eine Hand durch die Luft wie eine Chorleiterin.

»Als da wären?«

Wir hörten Katherines Schritte aufs Wohnzimmer zusteuern.

»Hollis ist da, zieh dir lieber was über« rief Gael laut, aber nicht schnell genug. Katherine hatte schon die Tür geöffnet, mich entdeckt, gequitscht und türknallend die Flucht ergriffen.

Ich war nicht gut genug erzogen, um wegzusehen, daher erhaschte ich einen kurzen Blick auf lange Texanerinnenbeine. Ich wackelte mit den Augenbrauen und grinste dreckig, um Gael eine Freude zu machen. Sie schmunzelte und schnippte die Asche ihrer Zigarette in den Kristallascher auf dem Kaffeetisch. »Wahrscheinlich ist sie zu schockiert, um wieder rauszukommen.«

Katherine kam in einem Morgenmantel aus türkischem Satin hereingerauscht, streckte uns die Zunge heraus und sagte: »Ich kann einfach nicht glauben, daß ihr mich hier derart splinternackt hereinplatzen laßt, Leute.« In

ihrer Südstaatenschönheit-Imitation klang es allerdings wie »Chkann ahnfoch nich glaaobn, dassar mchhier darrt splittanockt raainplatzen laast, Lahede.«

»Ich bin doch nicht so dumm und hindere eine schöne Frau daran, nackt vor meiner Nase spazierenzugehen, wenn ihr danach ist«, bemerkte ich und küßte sie auf die Wange, als sie sich herunterbeugte, um mich zu umarmen. Sie kicherte und versetzte mir einen liebevollen Klaps, der eine halbe Stunde in meinen Ohren klingelte.

»Was hast du heute so vor?« fragte sie, während sie sich neben Gael auf dem Sofa niederließ und ihren Morgenmantel so arrangierte, daß ich nicht spitzen konnte. Ehe ich zum Antworten kam, sah sie Gael mit diesem Blick an, den nur Mitglieder der königlichen Familie und sehr gutaussehende Frauen beherrschen. »Schatz, würdest du mir bitte einen Kaffee bringen?«

Gael verdrehte die Augen, und ich lachte, als sie aufstand. Der Kaffee war Katherine sicher, diesem königlichen Blick konnte nichts verweigert werden.

Als Gael zurückkam, erzählte ich von Cotton und Tully.

»Ich kann kaum glauben, daß du allein in dieses Hotelzimmer gegangen bist. Was, wenn er eine Kanone gehabt hätte? Er hätte dich umbringen können«, schalt Katherine.

»Er war nicht in der Verfassung, jemanden umzubringen«, wandte ich ein.

»Du weißt genau, was ich meine«, sagte Katherine drohend und begann, sich nach geeigneten Wurfgeschossen umzusehen.

Ihr Blick fiel auf eine kleinen Tänzerin aus Bronze auf einem Marmoruntersatz. Sie wog sie in der Hand, betrachtete sie und berechnete offenbar, ob die Befriedigung, mir das Hirn zu Brei zu schlagen, die Kosten aufwiegen würde. Schließlich stellte sie die Figur wieder an ihren Platz, legte ein Sofakissen griffbereit neben sich und harrete der nächsten Gelegenheit. »Ich begreife einfach nicht, wie du das aushältst. Erst warst du ständig beruflich auf Verbrecherjagd, hattest dauernd mit Blut und so ekelhaftem Zeug zu tun, und jetzt geht es so weiter, und dabei kriegst du nicht mal mehr Geld dafür!«

»Ach, weißt du, ich find's halb so schlimm, solange sie nicht in meiner Gegenwart in der Nase bohren. Alles andere macht mir wenig aus«, sagte ich taktlos. Das Kissen surrte durch die Luft, aber ich wich ihm mit Leichtigkeit aus.

»Du solltest da draußen nicht mutterseelenallein unterwegs sein«, fügte sie mit Nachdruck hinzu.

»Ach, Hollis paßt schon auf sich auf. Da müssen sich eher die Gauner fürchten«, ließ sich Gael aus der Rauchwolke vernehmen, die sie einhüllte.

»Klar paß ich auf mich auf«, gurrte ich voll Selbstvertrauen.

»Rede keinen Unsinn. Es ist viel zu gefährlich – all diese Verrückten da draußen, die bei dir einbrechen und Leute umlegen und wer weiß was noch alles. Gael wird mit dir gehen.« Genau das hatte ich hören wollen.

Gael sah sie an, sah mich an, seufzte und stimmte Katherine zu. »Du bist zu unvernünftig, um dich aus Schwierigkeiten herauszuhalten.«

»Ich dränge mich ungern auf – aber wenn ihr darauf besteht ...« Ich garnierte diese Äußerung mit einem einschmeichelnden Lächeln.

Katherine sah mich mißtrauisch an. »Du hast doch noch etwas auf Lager. Diese Unschuldsmiene spricht Bände. Spuck's aus.«

»Ach was, ich doch nicht«, sagte ich und betrachtete die Zimmerdecke.

»Und ob. Sag sofort, was los ist«, drohte sie mit stechendem Blick und einem weiteren Kissen.

Ich starrte weiter an die Decke. Gael war immer noch erst halbwach, obwohl sie sich damit zu brüsten pflegte, daß sie mit drei oder vier Stunden Schlaf pro Nacht

auskam. Sie nippte an ihrem Kaffee und blinzelte gelegentlich.

Katherine schaltete auf Verhör dritten Grades. »Du hast Karamelbonbons gemacht und mir keine aufgehoben!«

»Falsch.«

»Du hast eine Freundin!« kreischte sie und schlug mit der Hand aufs Sofa.

Gael prustete wie die Fehlzündung eines Mülltransporters, drückte ihre Zigarette im Aschenbecher aus und bekam zum erstenmal heute einen Ausdruck in den Augen, der an etwas Lebendiges erinnerte. Sie trottete in die Küche und holte sich noch einen Kaffee. Beim Zurückkommen kämmte sie sich mit fünf Fingern durch die Haare und kratzte sich am Kopf, um ihr Gehirn auf Trab zu bringen.

»Gib uns einen Tip. Geht es um eine Person, einen Ort oder eine Sache?« Katherine war hartnäckig. So etwas machte sie schier wahnsinnig, und das liebte ich.

»Es hängt irgendwie mit Lily Delacroix zusammen. Entweder haben sie sich schon getroffen, oder sie sind verabredet«, verkündete Gael sachlich.

Katherine fiel förmlich die Kinnlade nach unten, und sie sah Gael an wie den wiederauferstandenen Harry Houdini. »Stimmt das?« bellte sie.

Ich grinste nur.

»Und woher weißt du das?« fragte sie und versetzte zur Abwechslung Gael einen kräftigen Klaps. Mindestens eine halbe Tasse kochendheißen Kaffees ergoß sich auf Gaels Schoß. Sie zuckte vor Schmerz zusammen, sprang auf und wischte sich hastig die Beine ab.

»Es war die Art, wie sie neulich von ihr erzählt hat, als wir bei ihr waren. Mir war klar, daß da was im Busch ist.« Gael zuckte die Schultern und tupfte sich den Schoß mit einer Serviette.

»Ich hasse es, wenn du recht hast«, schimpfte Katherine. »Das macht das Leben mit dir so schwer.« Sie wandte sich mir zu, wobei sie unbewußt die Zipfel ihres Morgenmantels packte: »So. Ich will alles wissen.«

Ich berichtete. Sie verdrehte die Augen, um ihrer moralischen Entrüstung Ausdruck zu verleihen, als ich erzählte, wie ich Lily geküßt hatte.

»Diese bedauernswerte Frau. Da schüttet sie dir ihr Herz aus – als der einzigen Frau in der ganzen Stadt, zu der sie Vertrauen gefaßt hat, und was tust du? Fällst über sie her! Was ist nur mit dir los?« Katherine rümpfte empört die Nase.

»Beachte sie einfach nicht«, schaltete Gael sich ein. »Das letzte Mal, als ich ihr etwas erzählen wollte, was mich bedrückte, hat sie verkündet, ich könne mir meine kostbaren Gefühle in den Hintern schieben.«

»Aber Schatz!« Katherine war empört. »Ich war einfach nicht mehr bei der Sache! Du hast so lange geredet, und mir war gar nicht bewußt, was ich sagte!«

Das war ein Problem in ihrer Beziehung – Katherines Fähigkeit zur Aufmerksamkeit war begrenzt, und Gael war umständlich. Daraus ergaben sich höchst interessante Unterhaltungen. Trotzdem war Katherine anzusehen, daß sie mit sich völlig zufrieden war. Immerhin beschloß sie, von sich abzulenken. »Also, wann triffst du dich wieder mit dieser Person?«

»Heute abend. Wir haben uns vor dem Rice Hotel verabredet. Benny Goodman spielt oben auf dem Dach.«

»Na ja, ich hoffe, du weißt, was du tust. Wo sie verheiratet ist und all das.«

»Ich weiß, ich weiß, ich weiß. Ich habe gründlich darüber nachgedacht. Ich habe mich entschlossen, alles zu nehmen wie es kommt, und mir nicht den Kopf zu zerbrechen. Verdammt, ich kann schließlich morgen von einem Bus überfahren werden. Wer weiß?«

»Ob dich ein Bus überfährt, ist mir schnurz, aber ich will nicht, daß dich diese Gauner abknallen. Gael wird deine Leibwache sein.«

Katherine hielt Gael aus irgendeinem Grund für allmächtig, allwissend und kugelfest. Es kam ihr nicht in den Sinn, daß Gael als meine Begleiterin auch gefährdet

war. Ich hütete mich, ihr das auseinanderzusetzen, weil ich alle Hilfe brauchte, die ich bekommen konnte. Mit ihren einsfünfundsechzig und ihren siebenundfünfzig Kilo war Gael nicht gerade eine furchteinflößende Gefolgsfrau, aber sie konnte gemein aussehen, wenn sie wollte. Und sie war in jedem Fall besser als niemand. Ich konnte nicht einschätzen, wie wir beide in einer Schießerei oder Messerstecherei abschneiden würden, aber sollte jemand etwas ausdiskutieren wollen, würden wir ihn problemlos niedermachen.

»Also, was werdet ihr heute anstellen?« fragte Katherine.

»Erst zu Susie Noble. Was danach kommt, weiß ich noch nicht. Ich muß so viel wie möglich herausbekommen – und das so schnell wie möglich.«

»Das ist wieder typisch. Ich lasse euch allein losziehen, und ihr geht als erstes ins Bordell.«

»Ich will nur in Erfahrung bringen, ob Joe an seinem letzten Abend dort war«, erklärte ich. »Vielleicht hat er was zu Susie oder einem der Mädchen gesagt, was uns auf die Spur seines Mörders bringt.«

»Ach, natürlich.« Katherines Stimme troff vor Sarkasmus. »Gael hat nämlich einige Bauarbeiten für dieses Herzchen erledigt. So oft, wie die hier vorbeischaute, kann sie nur hinter Gael her sein.«

Katherine war anzusehen, daß sie das nicht wirklich glaubte. Sie sagte es bloß, um Gael in die Defensive zu drängen. Frauen sind so. Sie legen sich gern einen Vorrat Munition zu, nur für den Fall. Wenn Katherine das nächste Mal zu viel Geld für ein Kleid ausgab, konnte sie Susie als Ablenkungsmanöver einsetzen. So lassen sich Leute vom eigentlichen Thema abbringen.

»Möchtest du mitkommen?« lud ich sie ein.

»Nein, das geht nicht. Bei Gebrüder Sakowitz gibt es heute eine Sonderverkauf«, sagte sie, als ob sie damit keine andere Wahl hatte. Katharine glaubte fest an den freien Willen der einzelnen – und an seine Grenze, nämlich Sonderangebote bei schicken Modekaufhäusern: Von da an regierte das Schicksal.

»Au, Scheiße«, murmelte Gael halblaut und verzog sich ins Schlafzimmer, um sich anzuziehen.

»Hast du etwas gesagt, Süßes?« Katherine Stimme klang engelsgleich. Sie zwinkerte mir boshaft zu. »Ich brauche nur ein paar Kleinigkeiten.«

Wahrscheinlich hatte Napoleon einst denselben Gesichtsausdruck gehabt, wenn jemand Rußland erwähnte. Diese Miene bedeutete mindestens zwei Komplettaustattungen in puncto Kleidung.

Schließlich kam Gael zurück, bereit, das Haus zu verlassen. Voraussetzung dafür war, daß sie sich perfekt angezogen fühlte – ihre Kleidung gestärkt und gebügelt,

die Schuhe auf Hochglanz poliert. Katherine umarmte sie und gurrte Komplimente. Bei Gael machte der Ton die Musik: Gewußt wie, und du konntest sie handhaben wie ein Klavierspieler seinen Flügel. Und wo es um Gaels Ego ging, erwies sich Katherine als begnadete Konzertpianistin. Gael strahlte wie ein Honigkuchenpferd. Sie klappte ihren Kragen hoch, um noch adretter auszusehen. »Fertig.«

»Kauf bitte nicht den ganzen Laden leer«, ermahnte ich Katherine, um Gael etwas aus der Fassung zu bringen. Katherines Gelächter klang ziemlich unzurechnungsfähig und schallte uns bis zum Auto nach. Gael erbleichte und verabschiedete sich offenbar im Geist von ihrem Bankkonto. Aber mit Todesverachtung stetzte sie lässig um den Wagen, stieg drüben ein und betätigte als erstes den Zigarettenanzünder. Ich stieß rückwärts aus der Einfahrt und amüsierte mich immer noch über Katherines Unfug.

»Du solltest sie nicht noch ermutigen«, sagte Gael streng.

»Hat Susie wirklich ein Auge auf dich?« entgegnete ich.

»Nö, sie braucht bloß ab und zu eine zum Reden. Sie interessiert sich für Politik. Sie kämmt jeden Tag die Zeitungen nach Nachrichten aus der ganzen Welt durch.

Sie sagt gern, wie klein die Welt geworden ist, seit das Telefon und der Telegraph erfunden wurden. Wir unterhalten uns darüber, daß die ganze Erde irgendwann wie ein einziges Land sein wird. Alle werden gleich sein. Das ist einfach unvermeidlich.« Gael hatte sich warm geredet, ihre Hände tanzten in kleinen Kreisen und Wirbeln durch die Luft, die sie nur unterbrach, um an ihrer Camel zu ziehen. Sie blieb beim Thema, während ich die Richmond Street entlangbrauste und dann Richtung Caroline Street fuhr.

Wenn Gael sich in Hitze redete, war sie kaum aufzuhalten. Rund fünfunddreißig Prozent davon war purer Unsinn, zwölf bis fünfzehn Prozent Ansichtssache, der Rest Fakten. Oft lohnte es die Mühe nicht, sich so weit in ein Thema einzuarbeiten, daß der Unsinn offenbar wurde, aber ihre Monologe waren durchaus bildend.

»Mit dem China Klipper, dem Schnellsegelboot, das nach China fährt, hat es angefangen«, leitete sie zwischen heftigen Zigarettenzügen ihren Vortrag ein. »Als am 22. November der erste Schnellsegler von San Francisco nach Manila aufbrach, schrumpfte das Hindernis der Weltmeere zu einer minderen Unbequemlichkeit. Mittlerweile sind alle Hauptstädte der Welt im Grunde mit Nahverkehrsmitteln verbunden, nicht nur die Karibik und Südamerika.« Sie

hakte alle wichtigen Themen ab – vom weltweiten Schwinden der Entfernungen über das Attentat an Huey Long bis zum Einmarsch Mussolinis in Äthiopien. Sie begann sich gerade für Luxus-Eisenbahnreisen zu erwärmen, als wir die Caroline Street erreichten und vor Susies Bordell standen. Es tat mir leid, daß die Fahrt schon vorbei war, denn beim Zuhören hatte ich einen Haufen Dinge aufgeschnappt, über die ich jetzt nichts mehr zu lesen brauchte.

»Also«, sagte ich, »über sowas redet Susie gern? Manche Leute kennst du fünfzehn Jahre, und dann erfährst du etwas über sie, worauf du nie gekommen wärst. Faszinierend. Ich hab' Mörder kennengelernt, die Schmetterlinge sammeln und Gobelins besticken, und Boxer, die heimlich zum Ballett wollen, und Gangster, die in der Oper weinen müssen. Ich sage dir, die Welt ist seltsam.«

Susies Haus war ein düsterer architektonischer Horrorschinken aus blutroten Backsteinen mit bleedurchzogenen Fenstern und spitzen Giebeln. Der Hof war vollständig mit Büschen, Sträuchern und Bäumen zugewachsen. Nach Susies Ansicht ersparte das Arbeit und hinderte die Gäste daran, draußen Remmidemmi zu veranstalten und die Nachbarn zu ärgern.

Wir stiegen die Treppen zur schweren Holztür empor und betätigten die Klingel. Auf Augenhöhe wurde ein kleines Guckloch geöffnet. Ich nannte dem Augapfel meinen Namen, und das Türchen wurde zugeklappt. Eine etwa neunzehnjährige Frau warf die Flügeltür auf. Sie trug nichts als ein pinkfarbenes durchscheinendes Negligé und eine Schnute. Abgesehen vom Stöhnen der Befriedigung blieb für die Vorstellungskraft nichts mehr zu tun. Die Frau trug ihr langes braunes Haar lose auf dem Kopf festgesteckt.

»Oh, hallo Gael«, sagte sie rauh und blähte die Nasenflügel. Sie streckte eine Hand aus und berührte Gael zwischen den Beinen. »Hey, diese Hose gefällt mir immer wieder.«

Ich lächelte etwas säuerlich, hob die Brauen und sah Gael fragend an. »Was läuft hier?«

Sie grinste betreten. »Die machen hier doch immer solche Scherzchen. Reine Gewohnheit.«

»Eigenartig, mir ist das hier noch nie passiert.«

Wir wanderten durch das Foyer in den Raum, wo die Freier saßen, mit den Mädchen tranken und die Zeit totschlugen, bis sie nach oben durften. Manche Leute kamen auch nur vorbei, um etwas zu trinken und mit den anderen Stammkunden ein Schwätzchen zu halten. Die meisten Männer waren überzeugt, hier vor neugierigen Augen sicher zu sein. Susie hielt sie aus

dem Klatsch heraus. Wenn sie herausbekam, daß eine ihrer Angestellten tratschte oder sonstwie indiskret war, wurde diejenige auf der Stelle gefeuert. Ein bulliger Rausschmeißer namens Bitsy schleifte sie zur Greyhoundstation und setzte sie in den erstbesten Bus, der die Stadt verließ.

Die Wände waren eierschalenweiß, ebenso alle anderen Einrichtungsgegenstände von den ledergepolsterten Barhockern bis zur ledergepolsterten Theke. Ein kristallener Lüster hing von der Deckenmitte. In allen anderen Lichtquellen steckten rosa Birnen. Diese Anregung hatte Susie aus Earthmanns Bestattungsinstitut mitgebracht, als sie damals Legs Greer die letzte Ehre erwies, einem der berühmtesten zweitklassigen Gangster von Texas. Aus der Tatsache, daß rosa Glühbirnen Leichen lebendiger aussehen ließen, folgerte Susie, daß sie bei Huren Wunder wirken würden. Es schien zu funktionieren, wie ich bei einem Blick in einen der Spiegel feststellte. Ich notierte sie auf meinem geistigen Einkaufszettel als Anschaffung für mein Schlafzimmer. Der Gastraum war gemütlich und intim, aber um diese Tageszeit leer. Hinter der Bar polierte ein Barkeeper Gläser und Flaschen.

Wir gingen den Gang entlang, dessen Wände ebenfalls in Eierschalenweiß schimmerten und von rosa

Lämpchen erhellt waren, und klopfen an die dritte Tür. Eine beschwingte Stimme mit irischem Akzent bat uns herein.

Susie saß an einem Sekretär und erledigte ihre Buchhaltung. Wir warteten, bis sie einen Vorgang abgeschlossen hatte. Sie trug eine Bifokalbrille, die sie hastig absetzte und in einer Schublade verschwinden ließ.

»Ach, Hollis und Gael. Was in aller Welt treibt euch beide denn schon morgens hierher?« Sie erhob sich von ihrem Stuhl, ließ sich auf dem grauen, über und über mit pinkfarbenen Rosen gemusterten Diwan nieder und winkte uns, vis-a-vis in den kleinen grauen Ohrensesseln Platz zu nehmen.

Der Raum war blaßgrün gestrichen, strikt geschäftsmäßig ausgestattet und wies keine persönliche Note auf – mit Ausnahme eines kleinen Teegeschirrs, das sie als Kind geschenkt bekommen hatte, auf dem Beistelltischchen. Wahrscheinlich behielt sie es zum Gedenken an ihre verlorene Unschuld. Sie hatte mir mal erzählt, wann immer sie sich kalt, hart und abgestumpft fühlte, schloß sie sich ein und veranstaltete eine Teestunde. Dann servierte sie sich selbst Tee und Kekse wie früher als Kind, bis sie die Fassung verlor und sich ausweinte, und im Anschluß konnte sie wieder eine Zeitlang ihren Geschäften nachgehen.

Susie war schlank und zierlich mit roten Locken und grünen Augen und besaß ein Lächeln, das koboldhaft und verführerisch zugleich war. Ihre Züge erinnerten mich an Renaissancegemälde. Ihre ganze Art war auf subtile Weise sinnlich, und ich war nie sicher, ob sie mit mir flirtete oder nicht. Sie sah den Leuten, mit denen sie sprach, direkt in die Augen und war eine so aufmerksame ZuhörerIn, daß sie ihrem Gegenüber das Gefühl vermittelte, von größter Bedeutung zu sein. Ich konnte gut verstehen, daß Männer dafür bezahlten. Sie war mit einem gutaussehenden Betrüger namens Leslie Bosarge zusammen, seit sie sechzehn war, der hatte ihr ein paar Tricks beigebracht sowie die Kunst des Taschendiebstahls. Bo war ein Streuner und kam und ging, wie es ihm beliebte, was Susie ganz recht war, denn sie schätzte ihre Freiheit ebenfalls.

Ihr Kleid hatte die Farbe ihrer Augen. Sie saß mit angezogenen Beinen auf der Couch, der linke Arm ruhte lässig auf der Rückenlehne. Egal, wer du warst oder in wen du gerade verliebt warst – in Susies Nähe verfielen alle unweigerlich ihrem Zauber.

Ich sah Gael an und hoffte, daß ich nicht genauso albern dreinschaute wie sie, aber vermutlich tat ich es.

»War Gene gestern da und hat dir diese Leuchte im Bad installiert? Ich hab' ihm gesagt, er soll es gleich machen«, rasperlte Gael eifrig.

»Ja, es sieht ganz wunderbar aus.« Susie lächelte und zwinkerte Gael zu.

Gael steckte sich eine Zigarette in den Mund und nahm eine Schachtel Streichhölzer aus einer Schale auf dem Couchtisch, einem Originalentwurf von Duncan Phyfe. Sie zündete ihre Zigarette an und nahm einen so tiefen Zug, daß die Spitze glühte wie eine Jungfrau nach dem ersten Glas Champus. Dann schwenkte sie das Streichholz bedachtsam, bis es ausging. Jede ihrer Bewegungen war langsamer und sinnlicher als sonst. Bevor ich es unterdrücken konnte, entfloß mir ein Prusten. Ihr Blick zerschnitt mich wie ein Klappmesser eine Wassermelone, um sich dann wieder Susie zuzuwenden.

»Ich habe mir überlegt, das Pokerzimmer oben zu renovieren. Ich könnte die Wand zum Zimmer nebenan herausbrechen und es so vergrößern. Was hältst du davon?« fragte Susie Gael.

»Ich glaube nicht, daß du das tun solltest. Psychologisch hat der Raum genau die richtige Größe. Du könntest ihn aber neu streichen und dergleichen. Ich kann ihn mir ja mal ansehen, wo ich gerade hier bin, und schauen, was daraus zu machen ist.«

Susie nickte, und federnd wie ein Panther stolzierte Gael hinaus.

Ich sparte mir die Höflichkeitsfloskeln und kam gleich zur Sache.

»Ich schätze, du hast schon gehört, was mit Joe Mahan passiert ist.«

»Ja. Es ist furchtbar. Wer um alles in der Welt hätte ihm etwas antun wollen? Ist schon bekannt, wer es war?«

Ich verneinte mit einer Kopfbewegung. »Ich habe mich gefragt, ob er in der Nacht hier war.«

Sie lehnte sich zurück, starrte ins Nichts und kaute auf der Innenseite ihres Mundwinkels. »Laß mal überlegen. Joe war bestimmt zwei Wochen nicht mehr hier.«

Ich fiel aus allen Wolken. Soweit ich wußte, hatte er Susies Bordell regelmäßig aufgesucht, mit höchstens zwei Tagen Abstand. »Machst du Witze? Was hat er statt dessen getan – sich einen Staubsauger angeschafft, Lippen auf den Schlauch gemalt und ihn Joan getauft?«

»Vielleicht hätte er davon mehr gehabt«, lachte Susie. »Er hatte eine Freundin. Um der Wahrheit die Ehre zu geben – er hat sie hier kennengelernt. Sie hatte seit ungefähr fünf Monaten für mich gearbeitet. Joe besuchte sie regelmäßig und beschloß, daß er verliebt sei. Der Trottel hat sie sogar gefragt, ob sie ihn heiraten will. Gott weiß warum – wenn ich letzten Sommer nicht so dringend Ersatz für Sandra gebraucht hätte, hätte ich

die Kleine überhaupt nicht eingestellt. Ich wünschte, ich hätte es nicht getan. Sie hat ihn nur ausgelacht und gemeint, sie wolle nicht in einer Absteige in der East Side leben und seine dreckige Unterwäsche waschen. Er hat sich betrunken und sie angebettelt. Es hatte ihn übel erwischt, den alten Dummkopf.«

»Joes Hirn saß schon immer in seinem Schwanz. Wo steckt diese Verkörperung von Schönheit und Reinheit jetzt?«

»Sie heißt Colette. Joe hat sie hier rausgeholt und ihr eine eigene Wohnung eingerichtet. Sie wollte nicht einmal, daß der alte Idiot bei ihr einzieht.«

Ich war sprachlos. »Joe konnte sich nicht einmal eine Maus im Käfig leisten, von einer Frau in einer Wohnung ganz zu schweigen. Was hat er sich gottverdammtnochmal gedacht?«

»Oh, er ist vor ein paar Wochen zu Geld gekommen. Seine reiche Tante hat den Löffel abgegeben und ihm alles hinterlassen. Er kam her und warf mit Geld um sich wie ein Seemann, der nach Jahren auf dem Wasser zum ersten Mal wieder festen Boden betritt. An dem Abend hat sie auch eingewilligt, mit ihm wegzugehen. Ich hab< wie tausend Teufel auf ihn eingeredet, die Finger davon zu lassen, aber er hat nicht auf mich gehört«, erzählte Susie ruhig. »Möchtest du vielleicht eine Flasche Cola?«

Ich nahm ihr Angebot gerne an. Susie ging in die Küche, wo sie in einer riesigen Holzwanne mit Eis Coca-Cola-Flaschen und Bier für ihre Kundschaft kühlte. Mein Mund war ausgetrocknet, und mein Gesicht fühlte sich an wie ein Nadelkissen. Mir war übel. Joe hatte keine reichen Verwandten, weder lebendige noch tote. Eher würde Franklin Roosevelt anrufen und mich bitten, beim nächsten Staatsbankett die Nationalhymne zu singen, als daß Joe Geld erbte.

Susie kam mit zwei Flaschen Coca Cola. Ich nahm einen Schluck, um mein Hirn zu ölen, und erkundigte mich nach der Adresse des Mädchens.

»Ich habe keine Ahnung. Sie kam vor ungefähr einer Woche vorbei, völlig neu eingekleidet, und behauptete, Joe würde ihr bald ein neues Auto kaufen. Ich war viel zu angeekelt, um mich länger mit ihr zu unterhalten, aber einige der Mädchen haben mit ihr geschwätzt. Ich werde dir eine holen.« Sie ging zur Tür und rief laut nach jemandem namens Brandy.

Das Mädchen in Schnute und Negligé kam hereingestürmt. »Was gibt's, Susie?«

»Zuerst will ich, daß du aufhörst, hier nackt herumzulaufen. Wie oft muß ich dir noch sagen, daß ich es nicht dulde, daß ihr Mädchen eure Zimmer verläßt, ohne euch angezogen zu haben. Das hier ist ein

erstklassiges Haus, capito? So. Weißt du, wo Colette hingezogen ist?«

Brandy biß sich auf die Lippe und runzelte die Stirn. Ich hoffte, daß ihr kein Blutgefäß im Hirn platzte, sie sah so angestrengt aus.

»War es nicht das Plaza? Ja, ich bin ziemlich sicher, daß sie da wohnt – drüben, am Montrose Boulevard.«

»In Ordnung. Das war's. Nun schwirr ab, zieh dich an und vergiß nicht, was ich gesagt habe.«

Brandy lächelte müde, und es war klar, daß sie kein Wort behalten hatte. Sie wackelte mit den Fingern, was wohl ein verführerisches Winken sein sollte, und zog mit wippendem Hinterteil ab.

Susie seufzte tief auf. Sie sah müde aus. »Ich hasse es, sie anzuschreien, aber manchmal scheinen sie nichts anderes zu verstehen. Ich glaube, ich brauche Ferien. Ich muß mindestens vier Wochen raus aus diesem Loch, vielleicht nach Florida. In dieser Stadt kriege ich um diese Jahreszeit immer den Blues.«

»Jaaa. Ich weiß, was du meinst. Susie, ich glaube, ich muß weiter. Ich will dich nicht von deiner Arbeit abhalten. Oh, übrigens, kennst du ein kleines, rotäugiges Frettchen namens Cotton Peeples?«

»Sicher, den kleinen Versager kennt doch die ganze Stadt. Warum?«

»Ich muß ihn sprechen. Du hast nicht zufällig eine Idee, wo er sich rumtreiben könnte?«

»Nein, aber wenn ich etwas höre, geb<sup>e</sup> ich dir Bescheid. Was ist denn überhaupt los, Hollis?«

»Ich habe keinen Schimmer. Aber ich arbeite daran, es herauszufinden.«

Sie sah verwundert aus, ermahnte mich zur Vorsicht und umarmte mich zum Abschied. Wir gingen zusammen den Gang hinunter und fanden Gael an der Bar, wo sie dem Barkeeper das einzig wahre Rezept für Plantagenpunsch beibrachte. Susie und sie besprachen die Veränderungen für das Pokerzimmer, feilschten über Farben und Preise, und dann brachen wir auf.

Während ich den Motor anwarf und losfuhr, teilte ich Gael kurz die Ergebnisse meiner Nachforschungen mit. Wir schlugen den Weg zum Montrose Boulevard ein. Als wir die Main Street kreuzten, fragte ich Gael, ob wir anhalten und etwas essen sollten.

Sie sah mich aus dem Augenwinkel an. »Klar. Solange es kein Hot-dog ist.«

Ich bog an der Main Street links ab, um in den Süden der Stadt zu kommen. Wir kamen am Warwick Hotel vorbei, und ich spürte ein deutliches Herzflattern, als ich daran dachte, daß ich gestern mit Lily dort gesessen hatte. Diese Vorstellung lenkte mich so ab, daß ich

beinahe eine ganze Familie ausgelöscht hätte, die auf dem Weg zum Zoo die Straße überquerte.

Gael brüllte mich an, ich solle mich gefälligst aufs Fahren konzentrieren.

Ye Olde College Inn war ein einstöckiges weißes Stuckgebäude mit dunkelgrünen geschlossenen Fensterläden. Ein Schild rechts neben dem Eingang tat kund, daß Duncan Hines diese Lokalität allen Reisenden empfahl. Ich brauchte keinen Duncan Hines, um zu wissen, daß das Essen ausgezeichnet war. Das Café war am Rand des Rice Institute Campus gelegen, und Familien, die ihre Töchter oder Söhne besuchten, gingen hier oft mit ihnen essen. Außerdem war es auch bei den Ärzten und Rechtsanwälten beliebt, die in Southhampton und am West University Place lebten. Ich hegte den leisen Verdacht, daß über den gebratenen Hühnerbrustfilets des Ye Olde College Inn mehr Verbrecher verurteilt wurden als im Gerichtsgebäude.

Nach dem Mittagessen bestand Gael darauf, ans Steuer zu gehen. Sie sagte, sie wolle nicht unsachlich werden, aber sie lege Wert darauf, mit heilen Knochen nach Hause zu kommen. Ich war zu satt für verbale Duelle, also archivierte ich die Beleidigung stillschweigend für künftige Gelegenheiten. Ich ließ mich in den Beifahrerinnensitz sinken, um die Fahrt zu genießen. Gael sprang mit der Karre um, als würde sie

damit Tango tanzen. Ihr fehlte nur noch die Rose zwischen den Zähnen. Als wir am Hermannspark vorbeiflitzten, bemerkte ich, daß die Pekannußbäume Knospen trieben. Bei unserem Tempo würde das Wasser im Parkteich drei Tage lang rückwärts fließen. Dann flogen wir den Montrose Boulevard hinauf, überholten lauter Autos, die sämtlich aussahen, als hätten sie Wurzeln geschlagen, und kamen mit quietschenden Bremsen in einer Seitenstraße beim Wohnhotel Plaza zum Stehen. Es war geradezu eine Erleuchtung, Gaels Auffassung von sicherer Fahrweise zu kennen. Wenn ich das nächste Mal am Steuer saß, wollte ich alles tun, damit sie sich gleich noch einmal so sicher fühlte wie ich in den vergangenen Minuten.

Wir betraten die kühle, dunkle Hotelhalle. Ich sagte Gael, es sei besser, wenn ich erstmal allein mit Colette spräche, damit sie sich nicht gleich von einer Bande bedrängt fühlte. Gael war einverstanden und machte sich glücklich auf zur Bar.

Ich ging zum Empfang und zog Erkundigungen ein. Der Angestellte war ein schmieriger Schleicher mit einem glänzenden, bleistiftdünnen Schnurrbärtchen. Er stellte sich taub und blind, bis ich ihm einen Schein hinschob, da öffnete er seinen Schnabel und begann zu singen wie ein Kanarienvogel. Sie war unter dem Namen Colette Chateau in Apartment 403 eingetragen.

Er hätte mir auch ihre Lieblingsfarbe, ihr Lieblingslied und ihre BH-Größe genannt, wenn ich die Zeit und das Geld gehabt hätte.

»Colette Chateau. Heiliger Strohsack«, knurrte ich vor mich hin, während ich mit dem Aufzug in den vierten Stock fuhr und an ihre Tür klopfte. Drinnen ertönte laut Benny Goodman aus dem Radio. Eine hohe, blecherne Stimme quäkte: »Rein mit dir, Zuckerbärchen, es ist offen.« Zuckerbärchen ging also rein, weil offen war. So wie ich die Sache sah, konnte ich genausogut Zuckerbärchen sein wie jeder andere.

Colette sah die Sache offenbar nicht ganz so wie ich. Sie stand mitten im Raum in Positur, angetan mit einem Korsett, schwarzen Netzstrümpfen und hohen Absätzen. Sie war etwa fünfundzwanzig, und ihr Gesicht war so frisch wie der übriggebliebene Salat von der Diät, die ich Silvester begonnen und Neujahr beendet hatte. Als sie ihre Haare bleichte, hatte sie offenbar Mondscheinsilber im Sinn gehabt, aber es hatte nur für Stallstreugelb gereicht. Eigentlich hätte sie sich Stroh aufs Haupt stecken und das Wasserstoffsuperoxyd sparen können. Ihre Augenbrauen hatte sie ausgezupft und neu aufgemalt wie Jean Harlow, aber mit der Methode endete die Ähnlichkeit auch schon. »Wer sind Sie?« fragte sie mit einer Stimme, gegen die jede Marktfrau wie Dorothy

Lamour beim Singen eines Wiegenlieds geklungen hätte. Sie schnappte sich den rotglänzenden Kimono vom Stuhl neben sich und warf ihn über.

»Ich bin Hollis Carpenter, Miss Chateau.« Ich gab mir Mühe, beim Nennen des Namens nicht zu schaudern – ihres Namens, nicht meines. »Ich war eine Freundin von Joe Mahan.«

»Jaaa, Joe hat von Ihnen geredet. Nett, Sie kennenzulernen.« Sie betrachtete mich wie einen Fettfleck auf einem neuen Anzug. Was mir übrigens ganz lieb war. Ich hätte mich wirklich unwohl gefühlt, wenn sie mich gemocht hätte.

»Ich wollte nur vorbeikommen und Ihnen mein Beileid aussprechen. Sie wissen lassen, daß ich zur Verfügung stehe, wenn Sie irgendwelche Hilfe brauchen. Ich bin sicher, daß er Ihnen furchtbar fehlt.« Sicher – wie einem Säufer purpurne Schlangen und rosa Elefanten fehlen. Sie hatte um Joe nicht länger getrauert, als Al Capone auf der Sonntagsschule gewesen war.

»Jaaa, klar fehlt er mir furchtbar. Er war ein feiner Kerl. Wissen Sie, ich hab<sup>e</sup> einen Termin, und ich bin noch nicht einmal fertig angezogen, also wenn Sie nichts dagegen hätten ... Wir können uns ja ein andermal treffen und über Joe reden.«

Ich setzte mich auf den neuen, billigen frühamerikanischen Sessel in Knallorange, der zu dem

billigen frühamerikanischen Sofa paßte, und registrierte den Zigarrenstummel in dem Souvenir-vom-Grand-Canyon-Aschenbecher auf dem billigen frühamerikanischen Ahornfurnier-Cocktailtisch.

»Es war sicher schrecklich für Sie, das mit Joe auf diese Weise zu erfahren«, bemerkte ich und ignorierte den Rauswurf. »Wie haben Sie es eigentlich erfahren?«

»Was?«

»Ich sagte, wie haben Sie herausgefunden, daß Joe umgebracht wurde? Wer hat es Ihnen erzählt?« Ich fischte im Trüben, versuchte sie zum Reden zu bringen und klammerte mich an Strohhalme.

»Ich wüßte nicht, was Sie das angehen könnte«, gab sie aufsässig zurück.

»Hören Sie, Miss Chateau«, setzte ich an und knirschte mit den Zähnen, weil ich mich herablassen mußte, diesen lächerlichen Namen in den Mund zu nehmen. Colette Chateau. Vermutlich die einzigen französischen Worte, die sie je gehört hatte. »Vielleicht geht es mich wirklich nichts an, wer Ihnen das mit Joe erzählt hat, aber haben Sie mal darüber nachgedacht, daß die Person, die es Ihnen gesagt hat, ihn umgebracht haben könnte? Wenn dem so wäre, decken Sie mit Ihrem Schweigen einen Mörder. Das heißt Beihilfe nach der Tat. Das bedeutet zehn bis fünfzehn Jahre gestreifte

Uniformen in der Frauenabteilung von Huntsville bügeln.«

Mein Ton war bewußt autoritär, ein strenges, schnelles, Mach-bloß-keine-Fisimatenten-Dauerfeuer. Ich hoffte, daß sie nicht schnell genug denken konnte, um den Haufen Bockmist zu erkennen, den ich in ihrem Wohnzimmer ablud. Mein Gesicht war so grimmig wie eine Anwaltsrechnung.

»Ha, ha, ha«, höhnte sie. »Was glauben Sie denn, wen Sie vor sich haben? Ich bin kein dämliches Provinztrampel, das Sie zur Schnecke machen können. ›n Polyp hat mir wegen Joe Bescheid gesagt.«

»Ach ja? Und wer?« fragte ich argwöhnisch.

»Darryl Wade war es, Miss Klugscheißer.«

Na, prima. Ich hätte mir viel Zeit gespart, wenn Frank Brumfield mir heute morgen die Existenz dieser Frau verraten hätte, als ich versuchte, ihm Informationen aus der Nase zu ziehen. Ich fragte mich, was er sonst noch alles für sich behalten hatte. Fürwahr, ich gab eine großartige Reporterin ab.

»War Joe hier in der Nacht, als er umgebracht wurde?«

»Jaaa, er ist gegen Mitternacht gegangen.«

»Warum ist er nicht dageblieben?«

»Das geht Sie nichts an. Ich muß überhaupt nicht mit Ihnen reden.«

»Ich versuche nur herauszufinden, ob er Ihnen gesagt hat, daß er noch wohin muß oder jemand treffen muß. Sie können mir glauben, daß mich Ihr Liebesleben mit Joe nicht weiter interessiert. Genauer gesagt gibt es nichts, worüber ich weniger wissen will.«

»Nein. Er hat mir nichts davon gesagt, daß er noch jemand treffen will. Und ich habe keine Ahnung, wer Joe umgelegt hat. Außerdem hätt<sup><</sup> ich das ja wohl am nächsten Tag den Polypen erzählt.« Sie schaute nervös auf die billige frühamerikanische Wanduhr.

»Ich hab<sup><</sup> gehört, daß Joe Geld geerbt hat. Wissen Sie, wieviel und von wem?«

Sie ging zu einem reichlich mit Schnitzereien verzierten Regal hinüber und griff nach einem hölzernen Souvenir-Klohäuschen mit offener Tür und einem überrascht dreinblickenden kleinen Jungen darin. Sie hob es hoch und setzte es ein paar Zentimeter näher zu dem Füllhorn aus Gips. Ihr Sinn für Geschmack verblüffte mich wirklich.

»Wenn Joe gewollt hätte, daß Sie das wissen, dann hätt<sup><</sup> er<sup><</sup>s Ihnen erzählt. So, ich muß mich jetzt wirklich anziehen und los, und ich würde es sehr zu schätzen wissen, wenn Sie so freundlich wären, die Fliege zu machen.«

»Schön, Miss Chateau.« Ich war sicher, daß ich nach ein oder zwei Stunden Üben vor dem Spiegel den

Namen ganz natürlich über die Lippen bringen könnte. »Ich lasse Ihnen meine Karte auf dem Tisch. Sollten Sie sich an irgend etwas erinnern, das von Nutzen sein könnte, oder eine Freundin brauchen, um sich mal auszusprechen, rufen Sie unbesorgt an.«

»Ich glaub< nicht, daß es soweit kommen wird, also nehmen Sie Ihre Karte ruhig wieder mit.«

Ich ließ die Karte wo sie war, stand auf und sah mich aufmerksam Zimmer um. »Gefällt Ihnen Ihre Wohnung?«

»Jaaa, sie ist ganz okay.«

»Wissen Sie, jedesmal, wenn Joe in den letzten dreißig Jahren mit einer Frau schlief, mußte er damit rechnen, daß jemand an die Tür klopfte und ›Die Zeit ist um< schrie. Ich schätze, er hatte das satt – jedenfalls satt genug, um Ihnen dieses Apartment einzurichten. Ich weiß noch nicht, was er tun mußte, um sich das leisten zu können, aber ich finde es heraus. Das ist so sicher wie das Amen in der Kirche. Ich hoffe bloß, es hat sich wenigstens für ihn gelohnt.«

»Raus!« schrie sie und warf das Souvenirklo nach mir.

Irgendwie hatte ich es heute mit Frauen, die Dinge nach mir warfen. Ich dankte dem Himmel für all die Übung mit Katherine, bückte mich mit der Wendigkeit eines Weltmeisters im Schwergewicht, und das Objekt

zerbarst Zentimeter von meinem Kopf entfernt in harmlose Stückchen. Ich ging, weil mir schien, daß es nichts mehr zu besprechen gab.

Ich schloß die Tür und ging geräuschvoll den Gang runter. Auf dem halben Weg zum Aufzug machte ich kehrt und schlich leise zur Tür zurück. Ich konnte hören, daß sie telefonierte, verstand aber kein Wort, bis sie »Verdammt« brüllte und den Hörer auf die Gabel schmetterte.

Ich wetzte zum Aufzug zurück, drückte den Knopf und betrachtete unschuldig pfeifend die Decke. Ich weiß nicht, warum ich das tat, denn nichts sieht so schlitzohrig-schuldig aus wie eine Person, die die Decke anstarrt und vor sich hinpfeift. Der Fahrstuhl kam angerauscht wie ein Transvestit, der mit einem jungen Matrosen flirtet, und ich ließ mich zurück ins Erdgeschoß bringen. Ein Telefon war diskret hinten in der Hotelhalle versteckt, und ich entschied, zur Abwechslung mal etwas Pfiffiges zu tun, was mir obendrein Fahrerei ersparen würde. Ich wühlte in meinen Hosentaschen. Kein Kleingeld. Ich stiefelte zur Rezeption und drückte dem Schleimer einen Dollarschein in die Hand. Er war schnell und hatte ihn weggesteckt, bevor ich nach Wechselgeld fragen konnte. Ich setzte ein fieses Lächeln auf und schüttelte

den Kopf, um ihm klarzumachen, daß er mir das Geld zurückgeben sollte.

»Diesmal nicht, Hübscher. Ich brauch« nur ein bißchen Silber fürs Telefon.« Ich streckte meine Hand aus, die Innenfläche nach oben, und bewegte die Finger, um ihn anzutreiben. Sein Gesicht fiel zusammen wie ein Boxer, der in der dritten Runde zu Boden geht. Zögerlich puhlte er den Schein wieder aus seiner Tasche. Es dauerte so lange, daß ich schon befürchtete, er sei an ihm klebengeblieben wie eine Entenmuschel an einem Schiffskiel.

Ich begab mich in die Telefonzelle und schloß die Tür hinter mir. Die Kabine roch nach kaltem Zigarren, abgestandenem Schweiß und alten Enttäuschungen, nach vielen vergeblichen Anrufen bei Geliebten, die nachts um drei entgegen aller Versprechungen nicht zu Hause waren. Ich rief Pete im Club der amerikanischen Gewerkschaft an, um zu überprüfen, ob Cotton dort war. Aber Pete hatte ihn seit zwei Tagen nicht gesehen und auch keinerlei Ahnung, wo er pennte oder sich herumtrieb. Ich bedankte mich, zerzte die Gelben Seiten hervor und klingelte bei den Hotels in der Stadt an, in denen ich Cotton vermuten konnte – die Sorte, wo die Wanzen extra kosten. Zimmer ohne Wanzen verfügten über Läuse und Flöhe. Ich rief bei allen an. Ohne Erfolg.

Im Verzeichnis standen dreiundzwanzig Biergärten und zweiundzwanzig Kneipen, und mein Kleingeld ging zur Neige. Ich beschränkte mich folglich auf alles, was im Stadtzentrum lag. Auch hier hatte ich kein Glück. Ich blätterte die Seiten durch, warf die nächste Münze ein und spähte quer durch die Halle, um zu sehen, ob Gael die Bar schon verlassen hatte. Tausend verschiedene Gedanken schossen mir durch den Kopf, und beinahe hätte ich nicht erkannt, daß der Mann, der gerade durch die Lobby zum Aufzug ging, Darryl Wade war. Ich knallte den Hörer auf die Gabel und duckte mich an die Rückwand der Kabine, während er beim Aufzug stand und seine Blicke durch die Halle schweifen ließ. Ich weiß nicht, warum ich in Deckung ging, ich tat es einfach. Vielleicht einfach, weil ich den Mistkerl so haßte, vielleicht, weil ich vermeiden wollte, daß er sich für meine Unverschämtheiten rächte. Er stieg in den Fahrstuhl, und sobald sich die Tür hinter ihm schloß, betätigte ich die Münzrückgabe und raste zum Aufzug. Die Nadel über der Tür schwenkte langsam von eins nach vier und kam dort zum Stillstand. Ich überlegte, ob er in dienstlichen Angelegenheiten hier war.

Sicher – und Clark Gable trug in seinen vier Wänden zur Entspannung rosa Kittelschürzen.

Meinem Knie hatte ich mit der Rennerei keinen Gefallen getan, und so hinkte ich ein wenig, als ich wieder mal die Empfangstheke aufsuchte. Der Angestellte sah sehr schmallippig aus, als er mich anrücken sah.

»Kommt dieser Mann öfter?«

»Was für ein Mann? Ich habe keinen gesehen.«

»Der Mann in dem schlechtsitzenden schwarzen Anzug, dem der Hut zu groß ist und der ein Gesicht hat wie ein Hühnerflügel, nachdem der Pastor ihn abgenagt hat. Diesen Mann meine ich.«

Der Angestellte setzte eine verächtliche Miene auf, streckte die Hand aus, Innenfläche nach oben, und bewegte lockend die Finger. Seine Pupillen glichen kleinen schwarzen Dollarzeichen.

Ich atmete tief durch und sandte ein stilles Gebet zu Gott, er möge mir Kraft geben mich zu beherrschen, damit ich dem Kerl nicht so heftig in den Hintern trat, daß mein Fuß chirurgisch entfernt werden mußte. Dann grub ich einen Dollarschein aus meiner Hosentasche und ließ ihn über den Tisch gleiten. Er schnappte ihn sich und öffnete die Luke. »Er besucht häufig Miss Chateau. Bleibt normalerweise über Nacht, wenn der andere Johnny gegangen ist.«

Ich nahm an, daß mit dem anderen »Johnny« Joe gemeint war. Es machte mich krank. Ich wäre gern nach

Hause gegangen und hätte ein Bad genommen, aber andererseits reichte wohl jetzt alle Seife der Welt nicht aus, um mir das Gefühl von Sauberkeit zu geben.

Ich ging zur Bar am anderen Ende der Halle. Der Raum war weiß, mit dunklem Holz verkleidet und fensterlos. Hinter der Theke stand Gael und schwenkte einen Cocktailshaker aus Chrom und rotem Glas. Der Barkeeper stand neben ihr, nickte eifrig und machte sich Notizen, während sie sprach.

»Möchtest du einen Champagnercocktail? Im Savoy ist das der letzte Hit«, teilte sie mir mit, eine Zigarette zwischen die Lippen geklemmt. Sie blinzelte wissend durch die Rauchwolke ihrer Camel.

»Woher weißt du nur den ganzen Mist?« Ich stellte einen Fuß auf die metallene Leiste, die unten an der Bar angebracht war, stützte mich auf einen Ellenbogen und sah ihr beim Mixen zu. Die hölzernen Ventilatoren an der Decke drehten sich langsam und versetzten die Blätter der Palmen, die überall herumstanden, in sanfte Bewegung.

Eine Handvoll hingebungsvoller Trinker hatte sich versammelt, um Gaels Vortrag zu lauschen. Sie füllte mehrere Champagnergläser mit ihrer Mixtur, verteilte sie an die Beobachtenden und gab mir das vollste. Ich grinste dankbar, bis sie auf mich deutete und großzügig

verkündete: »Hier sitzt die edle Spenderin.« Die Schnorrer erhoben ihre Gläser, um anzustoßen.

Ich nippte an meinem Getränk und grübelte über die Ereignisse der letzten Minuten nach. Ich konnte zwar noch nicht alles richtig einordnen, aber es versprach ziemlich interessant zu werden. Die Informationen, die ich besaß, reichten nicht aus, und ich wußte auch nicht, woher ich mir weitere beschaffen konnte. Das beste war daher, so überlegte ich, durch die Stadt zu geistern und gleichsam in jedem Suppenteller, über den ich stolperte, mit einem großen Löffel so schnell und so kräftig wie möglich herumzurühren. Ich hatte das Gefühl, daß ich eine sehr große Kelle brauchen würde.

Gael hatte sich bereits durch die neuesten und abgedrehtesten Drinks der bekannteren Londoner Hotels gearbeitet und begann gerade mit den Nachtclubs in Hollywood, als ich sie aus der Bar zog. Sie hatte zu diesem Zeitpunkt eine beachtliche Rechnung angesammelt, die ich begleichen mußte, aber sie tröstete mich damit, daß ich mir all diese Menschen zu Freunden fürs Leben gemacht hatte.

Große, zinngraue Wolkenklumpen bewegten sich von Norden her über den Himmel, als wir zum Auto gingen.

Gael fuhr. Ich erzählte ihr von Colette. Das Gute an Gael war, daß sie nicht nur gern und viel redete,

sondern auch gern zuhörte, und man außerdem alles nur einmal sagen mußte. Als ich fertig war, ließ ich ihr Zeit zum Verdauen.

»Was nun?« fragte sie schließlich.

»Sag du's mir. Ich weiß im Moment nicht weiter. Mir fällt nur eines ein – weiter nach Cotton Peeples suchen.«

»Wo tun wir das?«

»Laß uns einfach mal ein paar Runden im Stadtzentrum drehen. Vielleicht gabeln wir ihn auf der Straße auf. Wenn wir auf ein vielversprechendes Lokal stoßen, können wir anhalten.«

Wir bummelten über den Montrose Boulevard, kreuzten die Alabama Street und klapperten die Main Street ab. Dann wandten wir uns nach Norden und ließen uns straßauf und straßab im Verkehr treiben. Gelegentlich trafen wir auf einen Schuhputzjungen oder einen Zeitungsverkäufer, den ich kannte, und Gael parkte und wartete, bis ich mit ihnen geredet und verbreitet hatte, daß ich Nachrichten über Joe und Cotton brauchte. Ich sprach mit Koksköpfen, Wettschwindlern und Kleinkriminellen, die mich schon früher mit Informationen versorgt hatten, und ließ sie wissen, daß jeder Tip gutes Geld bringen würde, aber daß es schnell gehen mußte.

»In welchen gottverlassenen Gegenden lernst du bloß diese Leute kennen?« knurrte Gael, als sie sich wieder in

den Verkehr einfädelt, nachdem ich mit einem besonders ekelerregenden Exemplar von Gauner gesprochen hatte, der sich mitten im Satz vorgebeugt und in seine Finger geschneuzt hatte.

»Teufel, was erwartest du denn, mit was für Leuten ich in meinem Beruf zu tun habe? Verbrechen werden im allgemeinen nicht von Debütantinnen begangen. Wenn ich einen armseligen kleinen besoffenen Halunken auftreiben will, werde ich im River Oaks Club kaum viel erfahren, oder?«

»Hängt davon ab, mit wem du sprichst. Ich bin überzeugt, daß die Hälfte des Reichtums in River Oaks aus illegalen Aktivitäten stammt.«

Hin und wieder schauten wir auf unserer Suche nach Cotton in Ginkaschemmen und Billardkneipen. Einige Leute kannten ihn, oder der Name sagte ihnen zumindest etwas, aber niemand wußte, wo er sich aufhielt. Niemand hatte eine Ahnung, wo er arbeitete. Oder ob er arbeitete.

Ein paar Mal glaubte ich eine grüne Limousine zu bemerken, die uns folgte. Ich machte Gael darauf aufmerksam, und sie schüttelte sie ab. Schließlich gaben wir die Suche nach Cotton auf und statteten dem St. Josephs-Krankenhaus einen Besuch ab, um Tully auszuquetschen. Ich glaubte zwar nicht, daß ich etwas erfahren würde, aber einen Versuch war es wert. Wir

fragten an der Information nach ihm, und eine Nonne, deren Gesicht so eckig, hohl und faltig war wie der Panamakanal tief, teilte uns mit, daß sich Tully am Nachmittag abgesetzt hatte.

»Ich möchte nur wissen, wo diese engelsgleichen, liebenswerten Nonnen abgeblieben sind, von denen ich immer lese«, beschwerte ich mich, als wir wieder im Wagen saßen. »Alle, die ich treffe, sehen aus, als ob sie mit einer Peitsche auf Bärenjagd gehen.«

»Quatsch«, knurrte Gael mit der wissenden Autorität einer Frau, die ein katholisches Mädcheninternat besucht hatte. »Zum Bärenjagen brauchen sie keine Peitsche. Die nehmen sie nur zum Spaß mit. Sie können Bärenlippen mit bloßen Händen aufreißen.«

»War das ein gewolltes Wortspiel?«

Sie schüttelte den Kopf und jagte an einem klapprigen Ford-Lastwagen vorbei, auf dessen Ladefläche etwa sechzehn breit grinsende Bauarbeiter saßen. Jedem schienen mindestens zwei Drittel seiner Zähne zu fehlen. Wir erreichten eine Kreuzung, und der Laster hielt neben uns. Die Männer winkten und machten uns allerlei obszöne Angebote. Wir zeigten ihnen einen Vogel und rauschten von dannen. Sie grölten vor Vergnügen und piffen hinter uns her. »Nie habe ich meine abgeseigte Schrotflinte dabei, wenn ich sie brauche«, knurrte Gael.

Die sinnlose Herumfahrierei hing uns zum Hals raus, und wir kehrten zum Montrose Boulevard zurück. Ich fragte: »Glaubst du, daß Katherine schon zu Hause ist?«

»Gott allein weiß es. Du weißt, wie gerne sie einkaufen geht. Vor allem, wenn ihr ein eingebildeter Verkäufer über den Weg läuft.«

Gaels Gesicht zog sich zusammen wie ein trockener Schwamm, und sie starrte vor sich hin. So sah sie immer aus, wenn sie sich an das einzige Mal erinnerte, als sie mit Katherine einkaufen gegangen war. Sie waren den ganzen Tag unterwegs gewesen, und Gael hatte sie schon fast aus dem letzten Laden draußen, als Katherine eine Abendtasche in einem Glaskasten entdeckte und stehenblieb, um sie in Augenschein zu nehmen. Der Angestellte war ein Widerling, und Katherine redete ihn in bester Landpomeranzenmanier an, als sie das Preisschild entdeckte. »Da's yn Fehla. Das heeßt hiea hunnertzwanzich Dollaas. Se müssn zwölf mein.« Der Verkäufer erwiderte: »Das ist kein Fehler. Diese Tasche ist aus Alligator.« Katherine gab zurück, daß es ihr egal sei, ob die Tasche tanzen könnte wie Ginger Rogers, aber hundertzwanzig Dollar sei sie keinesfalls wert, sie sei ja nicht mal mit Goldbeschlügen verziert. »Wo's das Gold?«, blökte sie und winkte Gael herbei. »Myrtle, schieb ma' dein Hintern her un' schau dia des Täschn an!« Zu diesem Zeitpunkt versuchte Gael, sich unter

einem Verkaufstisch in der Parfümabteilung zu verstecken. Der Angestellte legte die Tasche zurück in den Glasschrank und bemerkte: »Das ist natürlich kein Stück für jedermann.« Worauf Katherine hochmütig schnarrte: »Wie ich sehe, haben Sie ja auch keine, Sie Ameisenarsch!« Voll neugewonnener Energie segelte sie aus dem Kaufhaus. Gael hatte den ganzen Heimweg vor sich hingewimmert.

Als wir beim Haus ankamen, stand Katherines Auto in der Auffahrt. Katherine lümmelte sich auf dem Sofa, die Schuhe hatte sie abgestreift und die Füße auf den Couchtisch gelegt. Überall im Zimmer stapelten sich Schachteln und Tüten.

»Na, erfolgreichen Tag gehabt?« lachte Gael und küßte sie.

»Danke, sehr erfolgreich. Es war anstrengend, aber irgend jemand mußte es ja tun. Und bei euch? Habt ihr etwas Interessantes erfahren?«

»Ein paar Neuigkeiten gibt's«, stellte ich fest und beschrieb ihr unseren Tag. Sie holte einen großen Martinishaker und goß uns beiden ein Glas ein, während sie mir lauschte.

Gael setzte sich neben Katherine aufs Sofa und steckte sich eine Zigarette an. Katherine kuschelte sich eng an sie und legte ihr den Kopf auf die Schulter. »Ich

liebe dich, Baby.« Sie klimperte mit den Wimpern, bis ein Luftzug entstand.

»Ich muß dir heute etwas auserlesen Teures gekauft haben.« Gael sah sie argwöhnisch an.

»Oh, das hast du in der Tat.«

»Dann will ich es nicht wissen. Ich will kein Wort darüber hören«, stöhnte Gael.

»Hört mal, bevor das hier zum Blutbad wird, mach ich mich auf nach Hause«, unterbrach ich sie.

»Geh noch nicht«, erhob Katherine Einspruch. »Du bist doch gerade erst gekommen!«

»Ich muß mit Anice raus, und ich brauche noch eine Mütze Schlaf, bevor ich heute abend ausgehe.«

»Ah, ja. Deine Verabredung! Sei brav und amüsier dich gut, und bleib zur Abwechslung mal sauber«, sagte sie, und die beiden begleiteten mich zur Tür.

»Keine Sorge. Wenn mich nicht der Schlag trifft, ehe ich überhaupt da bin, werde ich mir einen wunderbaren Abend machen.«

Als ich nach Hause kam, führte ich Anice aus, die eifrig alle Leute anbellte, denen wir begegneten. Es machte sie selig, wenn Menschen Angst vor ihr zeigten, deshalb hatte ich der ganzen Nachbarschaft beigebracht, bei ihrem Anblick sofort »OOOOHHH« zu schreien. Mehrere Vorbeikommende kreischten vor Schreck, als sie uns sahen, und so hüpfte Anice auf dem Heimweg vor Freude wie ein Gummiball.

Wir aßen ein paar Ingwerkekse, dann fegte ich wie ein hysterischer Wirbelwind durchs Haus, staubsaugte hektisch, wechselte die Bettwäsche, versteckte das schmutzige Geschirr im Schrank und wischte Staub, wo immer ich welchen fand. Ich sah mich mit wachsender Unzufriedenheit in der Wohnung um, am liebsten hätte ich den Teppich herausgerissen und die Möbel verramscht. Mein Sofa mit der geriffelten Rückenlehne und der dazugehörige Stuhl waren schwarz bezogen, damit sie zur Chaiselongue aus Leder und Chrom paßten. Was zum Teufel hatte ich mir eigentlich dabei gedacht, die Wände rot zu streichen, als ich die Räume eingerichtet hatte? Ich hatte Colette Chateau nicht unbedingt viel voraus.

Ich schaltete den verchromten Deckenfluter in der Ecke an, nur um einen bräunlichen Dreckrand zu bemerken, den Anice rund um den unteren Rand des Sofas hinterlassen hatte, wo sie sich nach dem Mahl die Essensreste aus dem Bart wischte. Sie pflegte schnurstracks zum Sofa zu dackeln, ihren Kopf daran zu legen und einmal rundum zu laufen. Das wiederholte sie dann mit der anderen Kopfhälfte. Auf dieselbe Weise rieb sie sich auch nach dem Baden trocken. Ich drehte das Licht wieder aus und machte eine kleine Tischleuchte an, die den Schmutz nicht so ins Rampenlicht zertrte.

Als ich mit Putzen fertig war, stellte ich fest, daß mir noch zwei Stunden blieben, bis ich am Rice Hotel sein mußte. Ich eilte ins Schlafzimmer, riß mir die Kleider vom Leib und warf mich ins Bett. Ich hatte die Augen drei Sekunden lang geschlossen, bevor meine Lider wie von selbst wieder hochklappten und ich in blinder Panik vor mich hinstarrte und mich fragte, was zur Hölle ich nur vorhatte. Diese Frau konnte nicht an mir interessiert sein. Ich atmete ein paar Mal tief durch und machte die Augen wieder zu. Ich tobte im Bett herum wie eine Erntemaschine auf einem Weizenfeld, bis ich es nicht mehr aushielt und ins Bad ging.

Ich nahm ein Vollbad, dann duschte ich, dann zog ich mich an und dreimal um. Anschließend drehte ich eine

panische zweite Runde durch die Wohnung, machte das Bett neu, das ich bei meinem gescheiterten Nickerchen verwüstet hatte, und hängte die Kleidungsstücke wieder auf, die in einem Anfall äußerster Mißbilligung über mein Spiegelbild durchs Zimmer geflogen waren.

Schließlich marschierte ich auf die Haustür los, um zu gehen, und stellte fest, daß tatsächlich Regen fiel, wie ich es am Nachmittag vorausgesagt hatte. Ich klopfte mir auf die Schulter, weil ich recht behalten hatte. Ich liebe es, recht zu behalten. Meine Vorstellung von der Hölle ist eine Ewigkeit des ständigen Unrechthabens, während mir alle »Ich hab's dir doch gesagt« zurufen. Schnell lief ich ins Arbeitszimmer zurück, um meinen Burberry vom Mantelständer zu holen. Ich steckte die 38er in die Manteltasche, rannte wieder zur Tür und hob Anice hoch, um ihr ein Abschiedsküßchen auf die Lippen zu hauchen. Ich versprach ihr, zu einer vernünftigen Uhrzeit zurück zu sein, und fragte mich, wie es sich wohl anfühlte, die Wohnung verlassen zu können, ohne nagende Schuldgefühle zu haben, wenn die Hündin nicht mitdurfte. Ich versuchte, mich nicht nach ihrem kleinen grauen Kopf und ihren Schlappohren hinter der Fensterscheibe umzudrehen, ging auf den Trittsteinen über den Hof und trat durch das schmiedeeiserne Gartentor auf den Gehsteig hinaus.

Durch die Blätter der großen Palme in meinem Vorgarten hindurch schaute ich nach oben und sah schwarze, tiefhängende Wolken langsam über den Himmel ziehen. Das einzige Licht kam von der Gaslaterne an der Straßenecke. Der Regen fiel gleichmäßig dicht und ließ das schwarze Pflaster glänzen wie das pomadige Haar eines Stummfilmstars.

Ich stieg ins Auto und betätigte den Starter, dann drehte ich das Licht an, langte nach oben, um den Scheibenwischer einzuschalten, und wünschte, daß man dieses Modell nicht nur mit einem einzigen Wischblatt auf der Fahrerseite ausgestattet hätte. Vorsichtig manövrierte ich den Ford auf die Straße und fuhr Richtung Stadtmitte zum Hotel. Drei Häuserblöcke später hatte ich das ungute Gefühl, wieder verfolgt zu werden. Ein Paar Scheinwerfer hinter mir nahm mindestens zweimal dieselbe Abzweigung wie ich, aber ich konnte nicht gleichzeitig das glitschige Pflaster und den Wagen im Auge behalten, so schlug ich ein paar Haken durch ein heruntergekommenes Viertel und einige dunkle Gassen, um ihn abzuschütteln, und hoffte auf das Beste.

Ich fand einen ganz guten Parkplatz nur einen halben Block entfernt und rannte durch den Regen, bis ich unter dem Balkon ankam, der auf der ganzen Länge des Hotels den Gehsteig überdachte. Es waren nur wenige

Menschen draußen, und mir rutschte das Herz vom Hals, wo es eben noch geklopft hatte, bis in die Zehenspitzen. Sie war nicht da. In der Hoffnung, daß sie vielleicht in der Hotelhalle auf mich wartete, strebte ich dem Eingang entgegen, da trat sie aus dem Schatten eines Fensters, dessen Auslagen sie betrachtet hatte.

Sie drehte sich um und lächelte mich an. Meine Knie gaben nach, aber ich schaffte es, ihr entgegenzugehen. Sie breitete schüchtern die Arme aus, und ich zog sie an mich und flüsterte ihr zu, daß ich sie vermißt hatte, nur um unmittelbar anschließend einen Satz rückwärts zu machen und um mich zu blicken, darauf gefaßt, daß irgendwer gleich »Homos!« brüllte und Steine nach mir warf. Niemand hatte uns überhaupt bemerkt, und die einzige, die mein Verhalten seltsam fand, war Lily. Ich lächelte schwach und erzählte ihr ein zweites Mal, wie froh ich war, sie zu sehen.

Die meisten waren inzwischen hineingegangen, aber vereinzelt Zuspätkommende hasteten noch über den Gehweg zum Eingang. Ich wunderte mich über ihre Eile, bis mir Benny Goodman einfiel. Ich sah Lily an und stellte fest, daß Benny momentan ziemlich weit unten auf meiner Prioritätenliste stand.

»Fertig zum Reingehen?« fragte sie und lächelte mich an, als wäre ich Greta Garbo, Eleanor Roosevelt und

Madame Curie in einer Person. Ich fühlte mich wie die Katze im Sahnetopf.

Wir waren auf dem Weg ins Hotel, als ich jemanden meinen Namen rufen hörte. Ich drehte mich um und sah Gael und Katherine in dem weißen Cabriolet am Kantstein halten. Sie winkten, Gael sprang aus dem Auto. Sie zog eine Grimasse purer Verlegenheit. »Katherine hat sich Sorgen um dich gemacht und darauf bestanden, daß wir herkommen. Sie hat mich völlig verrückt gemacht.«

»Sorgen um mich? Mir geht's gut. Wirklich. Mir ging's noch nie besser.« Ich lachte ein wenig hysterisch. So mußte sich eine Irre fühlen, die hinterrücks mit einem Federmop gekitzelt wird. Ich mußte dringend mal ins Bett und eine Woche lang schlafen, bevor weißbekittelte Herren mit Schmetterlingsnetzen anrückten, um mich zu kaschen.

»Ich weiß auch nicht, was in sie gefahren ist, aber sie war ganz außer sich und meinte, sie hätte eine schreckliche Vorahnung, daß dir etwas zustößt.« Sie zuckte die Schultern, rollte mit den Augen und grinste uns an. »Wollt ihr hier warten, während wir einen Parkplatz suchen, und wir kommen mit ins Konzert?«

»Sicher. Lily, das sind meine Freundinnen Gael und Katherine«, erklärte ich schwach. Gael war schon auf

dem Weg zu Katherine, die wartend im Auto saß. Lily sah verwundert aus, lächelte aber anmutig.

Eine Gruppe von Leuten in Abendkleidung kam auf uns zu; einer war etwas zurückgefallen und lief schneller, um aufzuschließen. Er trug einen Mantel mit Schottenkaromuster und einen gelblichen Filzhut, der seine Augen verdeckte, aber irgendwie hatte er etwas vage Vertrautes an sich. Ich konnte nicht ausmachen, ob es an seiner Körperhaltung lag oder was sonst meine Aufmerksamkeit auf ihn lenkte. Ich sah ihn nachdenklich an, während die Gruppe näher kam, schwatzend und lachend in Vorfreude auf den kommenden Abend. Plötzlich begriff ich, daß der Mann gar nicht zu diesen Leuten gehörte, und vor meinen Augen griff er unter seinen Mantel und holte die längste Kanone hervor, die ich je gesehen hatte. Er zielte in meine Richtung, und in diesem Moment begriff ich, daß ich Cotton Peeples vor mir hatte.

Meine Hand fuhr in meine Tasche nach meinem Revolver, und ich hörte, wie Katherine Gael etwas zubrüllte. Gael kam zurückgerannt, ergriff meinen Arm und zerrte Lily und mich aus der Schußlinie. Die Gruppe vor Cotton Peeples bemerkte, daß etwas nicht in Ordnung war, und lief auseinander. Ich hatte meine Waffe draußen und zielte, als Cotton plötzlich seine Kanone in die Luft warf und einen grotesken Jitterbug

aufs Pflaster legte. Er sah absolut lächerlich aus. Sein Mangel an Rhythmusgefühl war peinlich, und in meiner Verwirrung wünschte ich, er hätte sich mit einem Menuett begnügt. Seine Arme und Beine ruderten und flatterten durch die Luft. Es dauerte nicht länger als fünfzehn Sekunden, aber es schien sich in Zeitlupe abzuspielen. Im Hintergrund war irgendein lauter Trommelwirbel zu hören, bis mir schließlich klar wurde, daß das eine Schnellfeuerwaffe war. Ich addierte eins und eins und bekam zwei heraus. Jemand schoß mit einer Maschinenpistole auf uns.

Gael und ich packten einander und Lily und warfen uns flach auf den Boden, strichen uns wie Erdnußbutter in die Ecke zwischen Gehsteig und Hauswand, während das gräßliche Dröhnen der Waffe eine Ewigkeit andauerte. Dann war es vorbei. Reifen quietschten, ich riß den Kopf hoch und sah gerade noch einen grünen Straßenkreuzer mit Affengeschwindigkeit die Straße hinunterbrettern. Ich konnte sehen, wie die kleine, schwarze Gewehrmündung vom Fenster ins Wageninnere gezogen wurde. Das Nummernschild konnte ich ebensowenig erkennen wie die Anzahl oder Identität der Insassen.

Ich hörte jemanden schreien: »Gott verdammt! Himmel und Hölle!« und begriff, daß ich das war. Einen halben Block entfernt machte Katherine eine

Kehrtwendung auf zwei Rädern. Ihre Reifen kreischten, als sie heranschoß. Die Leute, die sich auf den Gehsteig geworfen hatten, standen wieder auf. Der einzige, der getroffen war, war Cotton, und der war mausetot.

Angst- und Schreckensschreie hallten durch die Nacht. Einige Leute erbrachen sich. Cottons Blut vermischte sich mit dem Regen und verwandelte sich in eine pinkfarbene Flüssigkeit, die sich über das Pflaster ergoß wie ein umgekippter Singapore Sling. Katherines Auto kam zum Stehen, Gael rannte zu ihr.

»Los, ins Auto!« brüllte Katherine. Ihr Gesicht war weiß und starr wie ein Priesterkragen. Ich griff nach Lily, zog sie zum Wagen und schob sie auf die Rückbank, während Gael vorne reinsprang.

Katherine gab Vollgas, und wir schossen hinter dem grünen Wagen her, der einen guten Vorsprung hatte. Wir waren schon auf der Main Street, bevor es mir auch nur gelang, die Tür zuzuziehen. Um diese Zeit herrschte kein Verkehr mehr, und wir konnten die Rücklichter der grünen Limousine einige Häuserblöcke weiter erkennen. Katherine konzentrierte sich auf die Verfolgung und trat das Gaspedal bis zum Anschlag durch. Der Cadillac kam auf dem nassen Asphalt ins Schleudern, aber sie brachte ihn durch geschicktes Gegenlenken wieder unter Kontrolle. Gael faßte unter ihren Sitz. So lässig wie ein neues Päckchen Zigaretten

zog sie eine abgesägte Flinte hervor. Heilige drei Teufel, ich hatte ihre Bemerkung darüber für einen Scherz gehalten. Sie klappte das Magazin auf, prüfte es durch und nickte mit einem Laut der Befriedigung. Ganz ruhig kurbelte sie das Seitenfenster herunter. Sie kletterte halb hinaus, so daß Kopf und Oberkörper draußen hingen und nur noch ihre Beine im Wageninneren steckten. Sie brüllte Katherine zu, schneller zu machen und die Schweine einzuholen.

Ich lehnte mich zurück und zog meinen Revolver heraus. Ich fühlte mich wie Wyatt Earp kurz vor dem Showdown beim O.K. Corral.

Wir holten auf, als mir etwas einfiel. Ich beugte mich zum Vordersitz vor und zerzte Gael ins Innere zurück. »Was zum Teufel tun wir hier? Die Scheißer haben ein Maschinengewehr!«

Gael sah mich an, überlegte eine Sekunde und sagte ganz ruhig: »Halt an.«

Katherine fuhr weiter, als hätte sie nichts gehört.

»Halt die verfluchte Karre an!« schrie Gael.

Katherine ging nicht vom Gas, und schließlich begriff ich, daß sie unter Schock stand und nichts wirklich zu ihr durchdrang. Ich rutschte hinter sie, massierte ihre Schultern, flüsterte ihr zu, daß alles in Ordnung sei und sie jetzt stehenbleiben könne. Allmählich spürte ich die Spannung aus ihrem Körper weichen, während ich leise

auf sie einredete. Im Rückspiegel sah ich, daß ihr Gesicht tränenüberströmt war.

An der nächsten Ecke fuhr sie auf eine Tankstelle. Wir sahen zu, wie die Rücklichter des grünen Wagens im Regen verschwanden, dann stellte Katherine den Motor ab.

Sie wandte sich Gael zu, schrie: »Brüll mich nie wieder an!« brach in hemmungsloses Weinen aus und drückte Gael an sich. »Ich dachte, du wärest tot!« stammelte sie nach einer Weile zwischen atemlosen Schluchzern.

Lily hielt eisern meinen Arm umklammert. Wenn er nicht bald Blut zugeführt bekam, würde er amputiert werden müssen, deshalb löste ich vorsichtig ihre Finger. Sie war ganz steif. Aus ihren Augen starrte die blinde Panik eines Kaninchens, das plötzlich in grelles Scheinwerferlicht geraten ist. Ich nahm eine ihrer Hände, rieb sie und redete mit ihr. Ihre Lippen zitterten, und ihre schönen schwarzen Augen füllten sich mit Tränen.

»Wer war dieser Mann? Warum ist das alles passiert?« Sie war am Rande der Hysterie, was ganz gut war, da es mich davon abhielt, aus dem Auto zu springen und wie eine Irre laut brüllend die Straße rauf- und runterzurasen.

Wir saßen eine Zeitlang wortlos im Auto, bis mir ein grün blinkendes Neonschild ein paar Häuser weiter ins Auge fiel, auf dem *Liquor* stand. Ich zeigte es Gael, und sie stieg aus und ging eine Flasche Schnaps holen.

Ein freundlicher Tankwart in einer sauberen grünen Uniform kam lächelnd auf uns zu und fragte, ob wir Hilfe brauchten. Er schaute ins Auto, sah das Gewehr auf dem Sitz, putzte die Windschutzscheibe, sagte, wir könnten bleiben, so lange, wir wollten, und zog sich rückwärts in seine Tankstelle zurück. Er blieb am Fenster stehen und beobachtete uns vorsichtig.

»Lieber Himmel, ich wünschte, er würde das lassen – ich komme mir vor wie Ma Barker«, sagte Katherine matt.

Gael brachte eine Flasche Brandy, und wir ließen sie herumgehen, immer noch wortlos.

Der bisherige Verlauf des Abends entsprach nicht unbedingt meiner Vorstellung von einer romantischen Verabredung. Ich fragte mich gerade, ob noch etwas zu retten war, als Lily sich mir zuwandte und sagte: »Meintest du das, als du erwähnt hast, daß dir bei Benny Goodman immer etwas dazwischenkommt?«

»Sollten wir nicht irgendwo hingehen, wo sie uns diesen Fusel in Gläsern und an Tischen servieren?« schlug Gael vor, als sie mir die Flasche reichte.

»Ich glaube nicht, daß ich mich irgendwo blicken lassen kann«, sagte Katherine nach einem Blick in den Rückspiegel. Sie griff nach ihrer Handtasche und wühlte, bis sie ihre Puderdose fand. »Ich sehe grauenvoll aus.«

»Grauenvoll meinst du? Du hättest den Kerl vorm Hotel sehen sollen«, sagte Gael und wackelte mit den Augenbrauen wie Groucho Marx.

»Wohin wollt ihr denn?« fragte ich, mir selbst fiel kein Laden ein, in dem nicht ein Haufen von großmäuligen, versoffenen Pressefritzen herumsumpfen würde, die schlechte Witze rissen und die Hackordnung durchspielten.

»Wie wäre es mit einem Jazzlokal?« regte Gael an.

»Was Ruhiges wäre mir lieber. Mein Bedarf an Lärm ist für heute gedeckt«, sagte ich.

Katherine, noch immer vor dem Rückspiegel mit Puder und Rouge zugange, nickte zustimmend. »Still – und dunkel.«

Lily, die gegenüber Gael und Katherine bisher eher zurückhaltend gewesen war, sagte: »Über einem der Geschäfte im Einkaufszentrum von River Oaks gibt es ein nettes Lokal, das dunkel und ruhig ist.«

Wir hielten uns an diesen Vorschlag, und Katherine lenkte den Wagen wieder auf die Straße.

»Fährst du mich beim Hotel vorbei? Dann kann ich mein Auto holen und mit Lily nachkommen«, fiel mir ein.

»Was ist mit der Polizei?« fragte Lily. »Meinst du nicht, daß sie uns verhören wollen? Wir waren schließlich Zeuginnen bei dem Mord.«

Ich schüttelte den Kopf. »Lieber trage ich Unterhosen aus Topfkratzern, als daß ich versuche, das der Polizei zu erklären.«

»Was zu erklären?«

Lily hatte keine Ahnung, was überhaupt los war. Ich hatte ihr am Abend vorher nichts davon erzählt, weil es zu verrückt klang. Wenn ich mich zum ersten Mal mit einer verabrede, und sie erzählt mir, daß jemand bei ihr eingebrochen hat, um ein Adreßbuch zu stehlen und einen Polizisten zu ermorden, würde ich annehmen, daß sie einen kräftigen Dachschaden hat, und schleunigst das Weite suchen. Und ich hatte auch jetzt schwere Bedenken, sie einzuweihen. Zwar hatte sie den Mord an Cotton Peeples selbst miterlebt, aber die ganze Geschichte war einfach absurd.

Gael grinste mich dumm an. »Na los, erzähl ihr, was du der Polizei nicht erklären kannst, obwohl man dich eben fast aufs Pflaster genagelt hätte wie beim Gangsterkrieg in Chicago.«

»Ich warte noch, bis wir in der Bar sind«, knurrte ich.

Wir hielten neben meinem Auto, und Lily und ich stiegen rasch um. Sieben Polizeiwagen blockierten die Straße vor dem Rice, und als ich aus der Parklücke kurvte, kam ein Krankenwagen dazu. Eine Menschenmenge hatte sich am Tatort angesammelt, und bei dem unwirklichen Anblick der in rot zuckendes Licht getauchten Leute, die im Regen standen und auf die Überbleibsel vollzogener Gewalt starrten, bekam ich eine Gänsehaut. Als ich um die Ecke bog und schaltete, merkte ich, daß ich vor Kälte und Nässe und Angst zitterte. Lily holte die Decke vom Rücksitz und legte sie um uns. Schweigend fuhren wir dahin.

Als wir in die Bar kamen, warteten Gael und Katherine an einem kleinen Tisch in einer stillen Ecke auf uns. Wegen des schlechten Wetters war das Lokal fast leer, aber warm und gemütlich.

»Es war eine gute Idee, hierherzukommen.« Katherine lächelte Lily an und tätschelte ihre Hand.

Lily erwiderte das Lächeln. »Ich freue mich, daß es Ihnen gefällt. Eigentlich müßte bald ein Pianist spielen, und der Barkeeper mixt die besten Martinis der Stadt.«

Ein Kellner nahm unsere Bestellung auf, und wir redeten über Unverfängliches, bis unsere Drinks serviert waren.

»Erzählst du mir jetzt, wer dieser Mann war?« fragte Lily schließlich. »Warum hat er versucht, dich umzubringen?«

Ich berichtete ihr alles von Anfang an, und sie sah nicht aus, als hielte sie mich für eine pathologische Lügnerin. Es half, daß Gael und Katherine dabei waren, um die Geschichte zu bestätigen.

»Ich verstehe nicht, warum Mr. Peeples dich töten wollte.«

Sie war so höflich. Ich bezweifelte, daß je zuvor jemand Cotton »Mr. Peeples« genannt hatte. Schade, daß er dazu erst hatte ermordet werden müssen.

»Ich glaube kaum, daß er persönlich einen Grund hatte, mich zu töten. Ich denke, jemand anders hat ihn beauftragt. Frag mich nicht, wer. Mir fallen etliche Leute ein, die mich mit Wonne umlegen würde, aber keiner davon würde auf die Idee kommen, den alten Cotton dafür anzuheuern. Er war ein echter Verlierer. Was immer er angepackt hat, ist danebengegangen. Einschließlich des Mordes an mir.«

»Teufel auch«, bemerkte Gael, »selbst wenn er seine Kanone abgefeuert hätte, glaube ich nicht, daß er dich erwischte hätte, so wie er zielte. Prima Drink übrigens!« Sie lehnte sich zurück und schlürfte ihren Martini.

»Wie auch immer – es ist das Aufregendste, was mir je passiert ist«, rief Lily. »Seit fünf Jahren gehe ich fast

jeden Freitagabend ins Rice Terrace und noch nie ist dergleichen geschehen!«

Wir sahen sie etwas erstaunt an.

»Aber wer war das in dem grünen Wagen?« kam Katherine aufs Thema zurück. »Warum wollt sie dich erschießen? Es sieht fast aus, als würden die Leute schon Schlange stehen, um dich abzuknallen. Und wie kommt es, daß sie nicht getroffen haben? Nicht, daß ich nicht froh darüber wäre. Versteht mich bitte nicht falsch, aber es ist doch eigentlich ein Wunder, daß ihr drei nicht tot seid.«

»Ich glaube auch nicht, daß sie uns umbringen wollten, sonst hätten sie es sicher geschafft. Ich bin ziemlich sicher, daß mir der Wagen schon den ganzen Tag gefolgt ist, und ich habe keinen blassen Schimmer, wer das war. Ich weiß nicht, was sie wollen, aber anscheinend nicht meinen Tod.«

»Vielleicht wollen sie dich erst foltern. Um dich weich zu bekommen«, bemerkte Gael hilfreich.

Auf ihre tröstlichen Sprüche war wirklich Verlaß. »Oh, daran hatte ich noch gar nicht gedacht. Jetzt werde ich bestimmt viel besser schlafen.«

»Ich finde, du solltest bei uns übernachten«, sagte Katherine autoritär. »Zu Hause bist du vermutlich nicht sicher.«

»Warum zum Teufel sollte ich bei euch wohl sicherer sein?«

»Könnte es nicht sein, daß wer immer Cotton beauftragt hat, dich zu töten, ihn umgebracht hat, damit er nicht reden kann?« warf Lily ein. »Denn daß so viele Menschen gleichzeitig bezahlte Morde in Auftrag geben, kommt mir unwahrscheinlich vor.«

»Das kommt öfter vor, als du denkst. Du hättest deine eigene Zeitung lesen sollen, als ich noch für dich gearbeitet habe«, zog ich sie auf.

»Ich habe jedes Wort gelesen, daß du geschrieben hast.« Sie lächelte mit einem betörenden Augenaufschlag.

Gael steckte sich eine Camel an. »Meiner Meinung nach hat jemand Cotton angeheuert, um Joe zu ermorden, und ihn dann beauftragt, dich zu töten. Sieht aus, als gäbe es da etwas, das vertuscht werden soll. Und dann möchte jemand anders herausfinden, was du weißt, und schaltet Cotton aus, bevor er dich erwischt.« Sie zeichnete mit Hand und Zigarette geometrische Muster in die Luft, um ihre Theorie zu veranschaulichen.

»Ich weiß aber nichts, wofür mich irgend jemand umbringen wollen würde«, wandte ich ein. »Das ergibt einfach keinen Sinn.«

»Jemand denkt aber, daß du etwas weißt. Ob dem so ist oder nicht.«

Ich knetete meine Stirn. »Laßt uns aufhören. Ich kriege schon Kopfschmerzen.«

Katherine sah auf ihre Armbanduhr und gähnte. »Es ist schon weit über meine Schlafenszeit. Auch wenn ich vermutlich nach alldem kein Auge zutun werde.«

»Ich bestimmt auch nicht«, meinte Lily.

Gael schnitt mir heimlich eine lüsterne Grimasse und stieß unter dem Tisch nach mir. Ich trat so fest zurück, daß sie ein unterdrücktes Stöhnen von sich gab. Katherine merkte, daß etwas vorging, und warf uns warnende Blicke zu. Schon führte sie sich als Lilys Beschützerin auf.

Wir wünschten einander gute Nacht, umarmten uns reihum und liefen zu den Autos. Mittlerweile schüttete es wie aus Kübeln.

»Würdest du noch auf ein Glas mit zu mir kommen?« Ich hatte einen Frosch im Hals. Meine Nerven waren so straff gespannt, daß ich vermutlich wie eine Geige schwingen würde, sobald mich jemand leicht anstieß.

»Wohin du willst.«

Ich warf das Auto an und fuhr zu mir. Es war nicht weit. Wir rannten durch den Regenvorhang zur Haustür und drückten uns unter die gestreifte Markise, bis ich

aufgeschlossen hatte. Anice sprang aufgeregt auf und nieder, als wir hereinkamen.

»Na, Anice, kennst du mich noch?« fragte Lily und nahm sie schwungvoll in die Arme. Anice quiekte und tat, als ob Lily sie gekniffen habe. Lily lachte, nannte sie ein Dummerchen, trug sie zur Couch und ließ sich mit der Hündin auf dem Schoß dort nieder. Ich stellte die Heizung im Kamin an und hängte unsere Mäntel weg. In der Küche mixte ich uns Drinks, drehte das Radio an und brachte Lily ein Glas. Sie trug wieder Rot an diesem Abend und war so schön, daß es mir den Atem verschlug.

Anice auf Lilys Schoß räkelt sich schamlos auf den Rücken, und Lily massierte ihr Brust und Beine. Anice war hingerissen, ihr Maul zu einem kleinen O geöffnet. Sie drehte den Kopf ein wenig, um zu sehen, ob ich auch zuschaute. Sie hatte ihr Gesicht in die Soße ihres Abendessens gehängt, und ihr Bart war völlig verklebt und stand in fünf oder sechs Strähnen ab wie ein vielzackiger Stern. Sie war ein wandelnder Schandfleck, und ich sagte es ihr. Sie blinzelte nicht mal.

»Mir gefällt es«, sagte Lily bewundernd, als hätte Anice sich den Bart extra so zurechtfrisiert. »Es sieht wie ein Kunstwerk aus.«

Anice drehte ihren Kopf wieder zu mir und hätte mir sicher die Zunge herausgestreckt und mich ausgepiffen, wenn sie hätte pfeifen können.

Lily setzte Anice sanft auf der Couch ab und rückte ein Stück an mich heran, dann lehnte sie sich herüber und küßte mich auf den Mund. Mir schwanden fast die Sinne. Ich fragte mich, was mit mir los war, und kam mir entsetzlich dumm vor.

»Ich würde gern ins Schlafzimmer gehen«, sagte sie leise.

Ich brachte kein Wort hervor, also nahm ich ihre Hand und führte sie ins Schlafzimmer. Ich zitterte so, daß ich kaum gehen konnte, aber entweder fiel ihr nichts auf, oder sie war taktvoll genug, so zu tun. Anice hopste sichtlich entspannt nebenher.

Ich öffnete die hölzernen Fensterläden, so daß wir in den Regen sehen konnten. Riesige weiße Äste von Blitzen zuckten von Ost nach West über den pechschwarzen Himmel und wieder zurück, dann wurde alles in Purpur und Weiß getaucht, und der ganze Himmel blitzte auf. Donner krachte und grollte, und der Regen trommelte an die Fenster. Wir liebten uns zur Musik des Unwetters.

Anice sprang mehrfach aufs Bett und warb um Aufmerksamkeit, schließlich ließ sie sich am Fußende

nieder, wo sie uns den Rücken zuwandte und ins Leere starrte, damit ich wußte, wie verletzt sie war.

Ich lehnte mich hinüber, schnaubte ihr ins Ohr und schnappte spielerisch nach ihr, bis sie sich auf den Rücken warf, um am Bauch gekitzelt zu werden. Lily nannte sie ein hübsches Mädchen und küßte sie trotz ihres sudeligen Bartes. Anice lächelte auf Hundearart und schlief herzhaft schnarchend ein.

Am nächsten Morgen wachte ich früh auf und stellte fest, daß mein linker Arm unter Lily lag und völlig taub war und mein rechtes Bein praktisch um meinen Hals gewickelt, damit Anice reichlich Platz hatte. Vor fünfzehn Jahren hätte ich im Kopfstand schlafen können, die Glieder verknotet wie eine Brezel, und wäre wie eine Gazelle aus dem Bett gesprungen. Die Zeiten waren vorbei. Inzwischen holte ich mir einen Hexenschuß, sobald ich eine Gabel verkehrt hielt.

Ich manövrierte mich behutsam aus dem Bett und hinkte ins Bad, um mir die Zähne zu putzen, bevor Lily aufwachte. Anice hoppelte hinter mir her und machte Wu-Wu-Geräusche wie eine kleine Dampflokomotive.

»Okay, okay, okay, okay«, beruhigte ich sie und tätschelte ihr den Kopf. »Wir gehen ja schon spazieren.« Im Vorbeigehen spähte ich ins Schlafzimmer. Lily schlief noch.

Wir drehten zwei Runden um den Block und eilten heim zu den Ingwerkeksen. Lily war aufgewacht und hatte sich in meinen weißen Frotteebademantel gehüllt. Sie suchte in der Küche nach der Kaffeekanne und kam mir entgegen, um mich zu küssen.

Ich sah ihr beim Kaffeekochen zu. Es schien sie nicht zu stören, daß es Kekse zum Frühstück gab. Ich hatte von Anfang an viel von ihr gehalten, aber meine Achtung stieg in atemberaubendem Tempo immer weiter.

»Geht's dir gut heute morgen?« fragte sie und versuchte, eine meiner widerspenstigen Haarsträhnen am Hinterkopf glatt zu streichen.

»Großartig!« Es war die Wahrheit. Ein paar steife Muskeln und eine leichte Arthritis mochten ein bißchen schmerzen, aber es war die Art Schmerz, wie wenn dich ein Team Schmetterlinge die ganze Nacht getreten hat. »Und selbst?«

»Ich fühle mich wundervoll!« strahlte sie. »Mir ist, als wäre das Gewicht der ganzen Welt von meinen Schultern genommen. Jahrelang habe ich mich immer anders als alle anderen gefühlt. Es ist unglaublich, daß ich nicht eher dahintergekommen bin. Wie konnte ich diese Gefühle nur die ganze Zeit ignorieren? Zum erstenmal in meinem Leben bin ich imstande, mich richtig zu verlieben.«

Hätte das eine andere gesagt, ich hätte sie sofort vor die Tür gesetzt und den Riegel vorgelegt. Offenbar meldete sie Ansprüche auf mich an, aber es war mir überhaupt nicht unbehaglich. Ich fühlte mich nicht

vereinnahmt. Es gefiel mir sogar. Um ehrlich zu sein, es gefiel mir sehr.

»Ich kann es gar nicht erwarten, das allen zu erzählen!« fuhr sie fort.

»Oha! Nicht so stürmisch, Lily. Was meinst du damit – es allen zu erzählen?«

»Meinen Freundinnen und Freunden. Meinen Eltern. Andrew. Sie werden sich so für mich freuen.«

»Ich glaube, da täuschst du dich. Ich weiß genau, wie du dich fühlst. Aber die anderen werden das nicht verstehen.«

»Nein, nein, das stimmt nicht. Du kennst sie nicht. Andrew wird erleichtert sein, weil es nicht seine Schuld ist, daß ich ihn nicht liebe. Verstehst du? Er wird endlich begreifen, daß es einfach nichts mit ihm zu tun hat!«

»Wenn Andrew erleichtert ist, daß seine Frau andere Frauen liebt, ist er ein sehr ungewöhnlicher Mann.«

»Andrew und ich leben ohnehin nur wie Freunde zusammen. Er wird Verständnis haben. Und er wird frei sein. Dann kann er Zusammensein, mit wem er will.«

»Lily, bitte vertrau mir. Niemand von deinen Bekannten wird es zu schätzen wissen, daß du Frauen liebst. Und es wird ihnen nicht nur mißfallen, sie werden dir auch die Daumenschrauben anlegen, um dich zu überzeugen, daß du mich nie wiedersehen darfst. Du setzt dich da einem furchtbaren Druck aus.«

Sie lächelte. »Du nimmst das zu schwer. Deine Angst ist unbegründet. Meine Mutter hat mich mit der Vorstellung erzogen, daß Männer das unterlegene Geschlecht sind – es war ein kleines Geheimnis, das wir Frauen für uns behalten. Sex galt als Pflicht – als scheußliche Pflicht. Jetzt sehe ich, was sich meine Mutter für mich gewünscht hat. Sie wird glücklich sein. Mach dir keine Sorgen.«

»Deine Mutter mag gewollt haben, daß du Männer haßt, aber ich bezweifle, daß sie diese Alternative im Sinn hatte. Sie wollte vermutlich, daß du verheiratet und unglücklich bist. Oder sie hat gehofft, daß du allein bleibst und mit überhaupt niemandem zusammenlebst.«

Lily runzelte leicht die Stirn. »Ich sehe nicht ein, warum das mit uns derart verfemt sein soll. Es ist doch so natürlich.«

»Laß uns von etwas anderem reden«, sagte ich. »Ich wollte dich nicht verstimmen. Tu das, womit es dir am besten geht, und dulde nicht, daß ich oder sonstwer dir sagt, wie du dein Leben leben sollst.« Ich streichelte mit dem Zeigefinger sanft ihr Stirnrunzeln weg. Sie schloß die Augen und lächelte.

Wir redeten und lachten, tranken viel Kaffee und futterten Kekse, bis sie sagte, sie müsse nach Hause, um ihren Tag in Angriff zu nehmen.

Ich duschte, zog mich an und rief Gael an, um sicherzugehen, daß sie schon frisch und munter war.

»Calamity Jane? Buffalo Bill hier. Kannst du mir mal wieder mit deiner Flinte zur Seite stehen? Wir müssen die Postkutsche durchbringen.«

»Wohin willst du heute?« fragte sie knurrig.

»Wir müssen zum Flughafen und Tony Mahan abholen, der aus Los Angeles kommt. Dann sehen wir weiter.«

Lily begutachtete das Wohnzimmer, als ich zurückkam. »Deine Wohnung gefällt mir. Du besitzt da ein paar sehr interessante Stücke.«

Interessant war das entscheidende Wort. Vermutlich meinte sie das geflügelte runde Vitrinenschränkchen oder auch die Kombination aus Stehlampe und Aschenbecher mit dem eingebauten Feuerzeug in Gestalt eines Mikrophons. Es waren nicht gerade Einrichtungsgegenstände, wie sie sich in ihrem Haus fanden.

»Schön, daß es dir gefällt. Vielleicht kommst du ja wieder.«

»So oft du mich haben willst.«

Mein Herz wirbelte schon wieder wie eine Animierdame auf einem Kongreß.

Anice wartete an der Haustür. Ihr rechtes Ohr stand im rechten Winkel von ihrem Kopf ab. In ihrer Sprache bedeutete das ein Fragezeichen.

»In Ordnung. Du kannst mitkommen.«

Sie schoß wie ein Pfeil aus der Tür und in den Hof. In gemächlicherem Tempo trottete sie weiter, wobei sie darauf achtete, kein Schlammloch auszulassen. Ich hob sie hoch und wischte sie mit dem Handtuch für Notfälle ab, bevor ich sie in den Ford ließ. Sie hüpfte auf Lyls Schoß und machte es sich dort bequem.

Ich startete und fuhr Richtung River Oaks. Mit dem Regen war es wie mit dem sprichwörtlichen mittellosen Onkel, der nur zu Besuch kommen wollte und dann für immer blieb. Der Himmel war ein Getümm aus dunklen, zinngrauen Wolken, die über die Dummheit der Spezies Mensch bitterlich weinten. Gelegentlich blitzte es – die Mahnung zur Abkehr –, und der Donner dröhnte: Bereuet! Ich verdrehte die Augen und schnitt eine Grimasse. Wenn es keine Sünde gäbe, hätte ich nichts mehr zum drüber schreiben.

»Möchtest du heute zum Abendessen kommen?« fragte Lily. »Anice könnte meinen Hund kennenlernen, Ted.«

»Ich wußte gar nicht, daß du einen Hund hast.«

»Oh, doch. Einen Lhasa Apso.«

»Von sowas habe ich noch nie gehört.«

»Sie kommen aus Tibet. Der Dalai Lama hat einem Bekannten von mir in England ein Paar geschenkt. Ted stammt aus ihrem Wurf.«

Anice rollte die Augen und aus ihren Zügen sprach Hohn.

Ich sagte: »Ich glaube, ich würde mich doch wohler fühlen, wenn wir in ein Restaurant gingen. Wenn du nichts dagegen hast.«

»Einverstanden. Sei vorsichtig heute. Und wenn du diesen grünen Wagen siehst, dann geh zur Polizei.«

Ich setzte sie vor ihrer Haustür ab und versprach, sie anzurufen, sobald ich nachmittags nach Hause käme. Anice stand auf den Hinterbeinen im Sitz und schaute aus dem Fenster hinter Lily her.

Als wir bei Gael angekommen waren, scheuchte Anice Jinx in eine Ecke und fraß ihren Napf leer, während ich allen Kaffee austrank und mit Katherine flirtete.

»Ich weiß nicht, warum ich dich und deinen Hund überhaupt in mein Haus lasse«, murrte Gael, als sie ins Auto stieg und wir uns auf den Weg zum Flughafen machten.

Ich schleuste den Ford zur Alameda Road, wobei ich versuchte, die am schlimmsten überschwemmten Straßen zu meiden. Beim Old Spanish Trail wandte ich mich nach Osten. An der Abzweigung bog ich in die

Griggs Road ein und dann an der Telephone Road nach Süden. Die Felder um den Flughafen herum lagen zu dieser Jahreszeit brach und waren kahl bis auf verdorrtes Hirsegras, Schlamm und ein paar vertrocknete Baumwollkapseln, die im Herbst nach der Ernte liegengeblieben waren. Es war ein trostloses, deprimierendes Viertel der unteren Einkommensklassen, mit Pfandleihhäusern, Peep Shows, anröchigen kleinen Lokalen und beinhart dreinschauenden Rednecks.

Als wir uns dem Flughafen näherten, kam direkt vor uns eine DC-3 mit lärmenden Propellern herunter, um auf der schlammigen Landepiste aufzusetzen. Ich hielt den Atem an, als ich sah, wie die Maschine wackelte und schleuderte. Gael, die an ihrer Zigarette ziehen wollte, stockte mitten in der Bewegung und versuchte mit der Kraft ihrer glitzernden Augen und ihres bloßen Willens das Flugzeug sicher auf die Erde zu bringen. Als es ausrollte, seufzten wir vor Erleichterung tief auf.

Ich parkte gegenüber vom Eingang des Houstoner Flughafens. Es war ein weißer, zweistöckiger Betonbau, ringsherum mit senkrechten pfirsichfarbenen Zementpfeilern dekoriert. Die Eingangstüren waren aus Chrom und Glas, und das Betonrelief eines ägyptischen Gottes hielt über ihnen Wache, den Blick geradeaus gerichtet, die Arme gen Himmel gestreckt. Sein

nüchterner Gesichtsausdruck teilte der Welt mit, daß er nichts Ungewöhnliches dabei fand, nur in Turban und Lendentuch gehüllt als Schutzgott eines Flughafens in Houston, Texas zu fungieren. In der Tat hatte ich an Samstagabenden schon ungewöhnlichere Gestalten auf den Straßen von Montrose gesehen und war bereits froh, daß sie da oben nicht ein Gürteltier angebunden hatten.

Auf dem Dach des Gebäudes befand sich ein kleiner, eckiger Kontrollturm aus grünem Glas, der durch eine Leiter mit dem zweiten Stock verbunden war. An einem großen Schalterpult, auf dem überall Lichter blinkten, saß ein Mann mit Kopfhörern und sprach in ein Mikrofon. Männer in schwarzen und gelben Ölmänteln mit Flaggen und Taschenlampen in den Händen rannten über die vom Regen aufgeweichte Landebahn, gestikulierten wichtig, signalisierten wild und schwenkten ihre Fähnchen.

Wir saßen ein paar Minuten im Auto und hofften, daß der Regen nachließ, dann hetzten wir über die Straße in das Gebäude. Meine Schuhe troffen, es fühlte sich an, als hätte ich meine Füße in nasses Gekröse eingewickelt. Meine feuchten Hosenbeine klebten an meinen Waden. Es war kalt genug, daß ich mich elend fühlte.

Wir gingen zum Schalter der American Airlines, um herauszufinden, ob Tonys Flug pünktlich war.

Der Angestellte war ein Freund von mir. John war groß und dünn, mit tief in den Höhlen liegenden schwarzen Augen und Haarausfall.

Er legte seinen dicken Schmöcker beiseite, zwinkerte und lächelte uns freundlich an. »Was macht ihr denn hier draußen?« fragte er, seine Stimme klang sanft wie sich paarende Magnolienbäume im Vollmond vor Geißblatranken.

»Jemanden abholen. Was liest du da, John?« wollte ich wissen und deutete mit dem Kinn auf den Wälzer.

Er griff danach und strich liebevoll über den Buchrücken. »*Vom Winde verweht*«, flüsterte er ehrfürchtig.

»Nie davon gehört«, blaffte ich mit einer wegwerfenden Handbewegung, um zu sehen, ob er sich ärgern ließ.

Es funktionierte. Seine Augenbrauen schossen in die Höhe. Er preßte die Lippen zusammen, bis sie dünn wie Rasierklingen aussahen. »Ah, du elende Heidin«, zischte er. »Wie kannst du es wagen, in diesem Ton über das größte Epos des Südens zu sprechen!«

Gael schaute besorgt drein und sah sich in der Halle um. »Hey, hört schon auf.«

John und ich lachten.

»Merkst du nicht, daß wir dich hochnehmen?« fragte John. »Hollis und ich müssen uns immer ein bißchen keilen, um warm zu werden.«

»Ich habe von diesem Roman gehört«, sagte Gael. »Er ist vor kurzem erschienen, nicht?«

»Ja.« John lächelte engelhaft. »Ich schlafe damit und mit der Bibel auf dem Nachtschisch. Ich ziehe ernstlich in Erwägung, mich in Scarlett umtaufen zu lassen.«

»Das fehlt noch«, ich rümpfte die Nase. »Und als nächstes kommst du im Reifrock zur Arbeit.«

»Buh!« sagte er gekränkt und warf den Kopf zurück. »Habt ihr wirklich hier zu tun, oder seid ihr nur da, um mir das Leben schwer zu machen?«

»Ich warte auf den Flug aus Los Angeles. Weißt du, ob er pünktlich ist?«

»Die Maschine ist gerade gelandet – wenn du den Flug um 10 Uhr 45 meinst.«

Die Rückseite des Gebäudes war aus Glas. Gael und ich schlenderten hinüber und sahen hinaus.

Ein Mann hatte ein Treppchen an die Ausstiegsluke des Flugzeugs gerollt, und die Tür sprang auf, um die Passagiere von Bord zu lassen. Eine Stewardess kletterte die nassen Stufen hinunter, ein Windstoß wehte ihr fast den Rock über den Kopf, und wir kicherten. Die Reisenden eilten über die Holzplanken, die das Flughafenpersonal als Notbehelf über den schlammigen

Boden gelegt hatte, ins Trockene. Männer zogen ihre Hüte tief ins Gesicht, um sich vor dem Regen zu schützen, Frauen hatten Regenschirme aufgespannt oder Zeitungen über ihre Köpfe gebreitet. Nur ein Mann ging ruhigen Schrittes über die Bretter, Wind und Wetter ignorierend, als sei er zu bedeutend, als daß es auf ihn regnen könne. Ich sah zu, wie er die Piste überquerte, überlegen und abgeklärt. Seine Kleidung schien weniger naß zu werden als die aller anderen; nichts, was die Menschen oder der Himmel ihm antun könnten, schien ihn zu berühren. Er stand einfach über den Dingen.

»Teufel nochmal! Sieh dir den an«, flüsterte ich und zeigte ihn Gael. Aber sie hatte ihn schon gesehen.

»Wer ist das? Kennst du ihn?«

»Andrew Delacroix.«

Sie wandte sich rasch wieder zum Fenster und starrte genauer hin. »Mächtig von sich überzeugt, was? Hast du nicht gesagt, er sei noch zwei Wochen in New York?«

»Das sollte er auch. Ich frage mich, was zum Teufel er hier tut. Und vor allem, was hat er in einem Flugzeug zu suchen, das aus Los Angeles kommt?«

Ich entdeckte Tony, machte Gael auf ihn aufmerksam und beauftragte sie, ihn und sein Gepäck einzusammeln, während ich nochmal mit John sprach.

Er war in sein Buch vertieft, als ich hinkam. »Was gibt's jetzt wieder, Hollis?« seufzte er über die Unterbrechung.

»Siehst du den Mann da? Der gerade die Halle betritt?«

»Mr. Delacroix?«

»Du kennst ihn?«

»Klar. Ich sehe ihn mindestens zweimal im Monat hier draußen.«

»Hast du eine Ahnung, warum er aus Los Angeles kommt, obwohl es heißt, er sei in New York? Ich meine, kann er irgendwie auf dem Weg von New York in dieses Flugzeug gestiegen sein?«

»Er kommt nicht aus New York. Er war in Südamerika. Ich frage mich, warum er so früh zurück ist. Er bleibt gewöhnlich ein paar Wochen«, meinte John verwundert. »Er kann ja kaum die Zeit gehabt haben, anzukommen und einmal Luft zu holen. Vielleicht hat er es sich unterwegs anders überlegt und mußte über Mexico City und Los Angeles zurückfliegen.«

»Fliegt er immer nach Südamerika?«

»Nein. Er nimmt manchmal eine Maschine nach Washington. Aber meistens will er nach Südamerika.«

»Washington D.C.?«

John nickte.

»Bist du sicher? Es ist sehr wichtig.«

»Ganz sicher.« Seine Augenbrauen hoben sich mit seiner Stimme.

»Und wohin genau in Südamerika?«

»Das weiß ich nicht mehr. Um was geht es hier eigentlich, Hollis?«

»Wenn ich das wüßte. Kannst du nicht in deinen Unterlagen nachprüfen, wo er hinfliegt?«

»Das darf ich nicht. Sie können mich feuern, wenn ich Informationen über Fluggäste weitergebe.«

Inzwischen war Gael hinter uns aufgetaucht und hörte zu. Tony stand ein paar Meter weiter weg.

»Hollis hat eine Affäre mit seiner Frau, und er weiß es und will sich nicht scheiden lassen. Dies könnte genau das sein, was sie vor Gericht braucht«, raunte Gael John vertraulich zu. Ich starrte sie an und fragte mich, ob sie von allen guten Geistern verlassen war. Als John nicht hinsah, trat sie mir gegen das Schienbein und zwinkerte heftig.

John stemmte die Hände in die Seiten. »Warum hast du das nicht gleich gesagt?« Damit tänzelte er einen Schalter weiter und begann, das Abflugjournal zu überprüfen.

»Heiliger Strohsack!« knirschte ich durch die Zähne. »Warum schnappst du dir nicht gleich einen Lautsprecher und posaunst es im ganzen Flughafen aus? Und was soll der Blödsinn mit der Scheidung?« Ich

stampfte ihr auf die Zehen, um mich für den Tritt ans Schienbein zu revanchieren. Tony betrachtete uns mit Argwohn. Ich wandte mich ihm zu. »Hallo, Tony. Es dauert höchstens noch zwei Minuten.«

John kam zurückgeschlichen, hielt die Lippen unbeweglich und quetschte aus einem Mundwinkel: »Bolivien.«

»Bolivien?« fragte ich verwirrt. »Bolivien.« Ich wiederholte es langsam, in der Hoffnung, daß mir dadurch ein Gedanke käme.

»Hab< ich doch gesagt«, murmelte er, immer noch aus dem Mundwinkel. »Ich wünsch< dir, daß es die Scheidung leichter macht.«

Gael zuckte die Achseln. »Sie ist sehr reich, und er will den Daumen auf dem Geld behalten. Er hat angekündigt, daß er nur in die Scheidung einwilligt, wenn sie ihm die Hälfte von ihrem ganzen Besitz überschreibt. Einschließlich des Hundes.«

»Einen halben Hund?« John hob empört die Stimme. »Wenn ich an ihrer Stelle wäre, würde ich dem Kerl einen Klumpen Dreck in die Hand drücken und sagen: >Das ist alles, was du jemals von Tara bekommen wirst!<«

Mir war schleierhaft, wovon er sprach, aber ich dankte ihm. Es goß wieder in Strömen, als wir mit Tony zum Wagen rannten und hineinsprangen. Anice wedelte

erfreut mit ihrem Schwanzstummel und biß mich in die Nase. Ich saß da und hielt den Blick auf den Eingang gerichtet.

»Was ist? Worauf wartest du – aufs Christkind?« fragte Gael irritiert.

»Ich will wissen, was er macht, wenn er rauskommt.«

»Wahrscheinlich nichts anderes als andere Leute – zwischen der Sonne und uns stehen und in allen Regenbogenfarben leuchten. Was immer er vorhat – welchen verdammten Unterschied macht das schon?« Sie wurde wie üblich ungehalten, wenn sie länger als eine halbe Stunde ohne eine Tasse Kaffee und eine Zigarette auskommen mußte.

»Warum rauchst du nicht eine Zigarette und hältst die Klappe?« knurrte ich und rutschte auf dem Sitz tiefer, so daß ich gerade noch übers Armaturenbrett schauen konnte.

»Was hast du denn jetzt vor? Du siehst aus wie ein Zwerg, der versucht Auto zu fahren. Wenn du dich unverdächtig verhalten willst, solltest du dir etwas anderes einfallen lassen.«

Ich wedelte mit der Hand, sie solle still sein. Sie holte eine Camel heraus und zündete sie an.

Eine schwarze Limousine näherte sich dem Gehsteig, und Andrew Delacroix schritt darauf zu. Er war nicht einfach nur reich, er sah auch danach aus – reich und

privilegiert. Er war hochgewachsen und hielt sich uniform gerade, obwohl er meines Wissens nie beim Militär gewesen war. Der Wagen glitt wichtig davon, geräuschlos bis auf das Wischen von Reifen auf nassem Beton.

»Regierungsfahrzeug«, beobachtete Gael durch die Wolke blauen Dunstes, die ihren Kopf einhüllte.

Ich schaute dem Wagen nach und erkannte am Nummernschild, daß sie recht hatte. Ich haßte es, wenn anderen auffiel, was mir entgangen war. Einen Moment lang erwog ich, so zu tun, als sei das ohne Belang, damit sie nicht die nächsten fünftausend Ewigkeiten darauf herumritt.

»Du hast recht. Das war mir ganz entgangen. Wie gut, daß ich dich bei mir habe«, sagte ich fröhlich, um wenigstens den Ruf einer guten Verliererin zu bekommen. Gael beäugte mich skeptisch.

Auf dem Weg zur Stadt befragte mich Tony zu Joes Ableben. Ich ersparte ihm die Details und verschwieg auch Colette Chateau, die Wohnung im Plaza und die Möglichkeit, daß Joe in unsaubere Geschäfte verwickelt gewesen war.

Bei Earthmans Bestattungsinstitut angelangt, nahmen Gael und ich auf den unbequemen Stühlen im schlecht beleuchteten Warteraum Platz und ließen Tony allein mit dem geschlossenen Sarg, der mit weißen

Blumenarrangements bedeckt und von brennenden Kerzen umgeben war. Der Eigentümer des Bestattungsinstituts war ein blasser Mensch. Er erinnerte mich ungemein an jene Fischart, die so lange in Unterwasserhöhlen lebt, daß sie zu blinden Albinos mutiert. Sein ganzes Wesen drückte würdevollen Ernst aus. Ich hätte ihm einfach aus Prinzip eine Kugel in den Kopf schießen können.

»Gehören Sie zu den Angehörigen des Dahingeschiedenen? Wir möchten Ihnen gerne unsere Anteilnahme aussprechen.« Sein Lächeln fiel so dürftig aus wie eine Mahlzeit im Waisenhaus. Allen Schwulst, zu dem er fähig war, hatte er in seine Stimme gelegt.

Gael blies ihm eine sorgsam gezielte Rauchwolke ins Gesicht und sagte ruhig, fast ohne die Lippen zu bewegen: »Wir brauchen Ihr Beileid nicht. Soweit wir sehen, leben Sie recht ordentlich davon, daß Leute sterben, also kann es Ihnen so leid nicht tun, wenn jemand ins Gras beißt. Oder?«

Er schnaufte und puffte empört und drehte sich auf dem Absatz um. Ich war froh, daß Gael zur Stelle war, um die Dinge zurechtzurücken. Schließlich konnte ich nicht alles allein machen.

Ein rotäugiger Tony betrat den Warteraum, und wir verließen das Beerdigungsunternehmen.

»Habt ihr Hunger?« fragte ich beim Einsteigen. Alle bejahten oder wedelten mit dem Stummelschwänzchen.

»Wo würden Sie gern essen, Tony? Schließlich sind Sie derjenige, der fünfzehn Stunden Flug hinter sich hat.«

»Ich hätte Lust auf einen Hot-dog bei James' Coney Island. Pa und ich sind da früher sonntags hingegangen.«

»Gut, einverstanden.« Gael zuckte zusammen, und ich schenkte ihr ein breites Lächeln. »Das ist doch ganz nach deinem Geschmack, oder, Gael? Gael liebt nämlich Hot-dogs, Tony.«

Ich fuhr uns zu dem Restaurant in der Walker Street und bestellte zwei Hot-dogs mit Käse für mich und einen ohne Zwiebeln für Anice. Hundeatem mit Zwiebeln ertrage ich nicht. Die füllige, blonde Bedienung schaufelte löffelweise Chili auf die Hot-dogs und nannte uns Schätzchen.

Wir verzehrten unser Mittagmahl, und Gael machte zumindest einen halbherzigen Versuch, nicht so auszusehen, als äße sie Froschkotze. Anice, die ihre Portion etwas später im Wagen futterte, machte dabei dasselbe Gesicht wie Gael zuvor. Sie ließ sich Zeit, aber schließlich war sie fertig, plumpste in meinen Schoß und rülpste mir ins Gesicht.

Am Milby Hotel setzten wir Tony ab und brachten ihn in einem Zimmer der mittleren Preisklasse unter, für anderthalb Dollar pro Nacht. Die Ausstattung war nicht luxuriös, aber es gab eine Dampfheizung und Deckenventilatoren. Ich sagte ihm, er solle mich anrufen, wenn er etwas brauchte, ansonsten würde ich ihn morgen zur Beerdigung abholen.

Unsere nächste Station war die Baumwollbörse in der Prairie Street. Gael und ich ließen uns auf einen Drink im Baumwollclub nieder. Einige Reporter, mit denen ich schon mal zusammengearbeitet hatte, trudelten mittags gern hier ein, um sich einen Drink zu gönnen oder zwei oder drei.

Ich fand den Mann, den ich suchte, in einer Nische hinten im Lokal. Er hieß Steve Bonner. Er war ein ruhiger, intelligenter Mensch, der am Wochenende in einer Jazzband Trompete spielte und werktags für die Nachrichten aus aller Welt zuständig war. Ich stellte ihm Gael vor und bestellte eine Runde Flüssiges für alle. Steve schmierte ich mit einem Schwenker Napoleon, seiner bevorzugten Cognacmarke.

Nachdem wir ein wenig geplaudert hatten, sagte ich: »Ich brauche ein paar Informationen.«

Er rückte seine Brille auf dem Nasenrücken zurecht und lächelte freundlich. »Worüber denn?«

»Bolivien.«

»Bolivien? In Bolivien ist alles mögliche los. Du wirst dich schon etwas genauer ausdrücken müssen.«

»Unmittelbare Vergangenheit. Sagen wir, die letzten sechs Monate. Zum Beispiel, warum setzt sich ein schwerreicher Mann alle paar Wochen klammheimlich dorthin ab?«

»Hollis, verflucht. Du weißt so gut wie ich, daß es dafür tausend Gründe geben kann, vom banalen Seitensprung bis zum Bedürfnis, einen Esel zu ficken.«

»Das haut alles nicht hin. Er sieht mir nicht nach Esel aus, und glaub mir, ich habe meine Erfahrungen mit der Sorte. Wie steht es mit Drogen, Falschspiel, sowas in der Art?«

»Möglich. Aber die meisten Drogen kommen aus Kolumbien. Wer spielen will, geht nach Rio.«

»Ich denke, der Mann hat seine Finger in etwas Illegalem. Und weißt du, was komisch ist? Er wurde mit einer Staatskarosse vom Flughafen abgeholt.«

»Und das wundert dich, bei all den Halunken, die wir in Washington sitzen haben?« fragte Steve erstaunt.

»Kannst du dich nicht ein bißchen für mich umhören? Vielleicht springt dich ja irgendwas an.«

»Klar. Wenn ich dazu komme, mache ich das heute nachmittag.«

Ich stand auf und zahlte. »Nochmal danke, Kollege.«

Wir gingen zum Auto, und ich mußte Anice wecken, die auf meinem Sitz Mittagsschlaf hielt. Sie sah mich verkatert an und stakste rüber, um sich auf Gaels Schoß niederzulassen. Nach der stickigen Bar roch die frische Luft wundervoll, und auch der Regen auf meinem Gesicht fühlte sich angenehm kühl an.

»Wohin jetzt?« fragte Gael.

»Nach Hause. Ich hatte überlegt, ob wir beim Plaza vorbeifahren und Colettes goldenen Käfig gründlich durchschütteln, um zu sehen, was da für Mist zum Vorschein kommt, aber das hat Zeit. Ich muß ein paar Anrufe erledigen. Vielleicht kann ich ein Nickerchen dazwischenschieben. Dann muß ich mit Lily reden. Ich bezweifle, daß wir zusammen essen gehen, wenn ihr Gatte heute heimgekehrt ist, aber trotzdem.«

Ich setzte Gael zu Hause ab und hoffte, daß sie das grüne Auto einige Blocks hinter mir nicht sah, als ich weiterfuhr.

Ich hatte es satt, mir über den grünen Wagen den Kopf zu zerbrechen. Ohne weitere Umwege steuerte ich meine Wohnung an, stieg aus und blieb neben meinem Ford stehen, Anice im Arm. Ich sah den anderen Wagen ein paar Häuserblöcke die Woodhead runter auf der anderen Seite der Westheimer Street parken. Ich winkte ihnen freundlich zu. Wenn sie mich umlegten, legten sie mich eben um. Es gab ohnehin nicht viel, was ich dagegen tun konnte. Von meinem Standort aus konnte ich weder das Nummernschild entziffern noch die Insassen erkennen. Bei dem Auto schien es sich um einen 34er Chevrolet zu handeln.

Ich stieß mein schmiedeeisernes Gartentor auf und ging ins Haus und dachte dabei, daß ich vermutlich eigentlich gleich wieder zur Hintertür rauspirschen sollte, um mich über Schleichwege durch die Wäschereien an der Westheimer und quer über ein paar Hinterhöfe zur Harold Street zu stehlen und hinter den grünen Wagen zu gelangen. Auf die Art käme ich wenigstens an die Kennzeichen. Ich nahm zwar an, daß das Auto oder zumindest die Nummernschilder gestohlen waren, aber man konnte nie wissen. Ich ging

ins Arbeitszimmer, schnappte mir das Fernglas und war unterwegs zur Hintertür, als das Telefon klingelte.

Es war Lily. »Hallo, mein Liebling.«

Ich war noch nie einer Person begegnet, die imstande war, diese Koseform nicht nur zu verwenden, sondern aus deren Mund das ganz natürlich klang, aber Lily brachte es fertig. »Hallo. Ich bin froh, daß du anrufst. Ich komme gerade zur Tür herein. Wie geht es dir?«

»Du wirst es nicht glauben, aber Andrew ist völlig überraschend nach Haus gekommen. Er ist jetzt hier.«

»Ist er mit dir im selben Raum?«

»Nein, er ist unten. Ich habe ihm alles erzählt.«

»Nein!«

»Doch. Er hat genau so reagiert, wie ich gesagt habe. Er freut sich für mich.«

»Nein!«

»Doch. Und er möchte, daß du zum Essen kommst, damit er es dir selbst sagen kann.«

»Nein!«

»Ist dieses ›nein‹ Ausdruck von Unglauben und Staunen, oder heißt es, nein, du kommst nicht zum Essen?«

»Ich weiß noch nicht, was es heißt. Das geht mir alles ein bißchen schnell, Lily. Ich meine nicht dich und mich, ich meine das mit Andrew.«

Alles, was ich über die menschliche Natur wußte, sprach dagegen, daß er Lily ihr neues Glück gönnte und sich für sie freute. Selbst wenn er sie nicht liebte, würde er keine Affäre dulden. Es ist unüblich, Freudensprünge zu vollführen, wenn man erfährt, daß sein Ehegespons eine neue Beziehung hat – vor allem nicht, wenn es sich dabei um eine Person desselben Geschlechts handelt. Leute, die nicht erwartungsgemäß reagieren, machen mich nervös. Nichts an Andrew Delacroix hatte darauf hingedeutet, daß er ein übernatürlich selbstloser, liebenswerter, großmütiger Freigeist war, der sich freute, wenn seine Ehefrau ihr Glück anderswo fand. Um Himmels willen, doch nicht bei diesen rasiermesserdünnen Lippen. Wer so sehr einem Reptil ähnelt, ist wahrscheinlich eins. Vielleicht konnte er Lily zum Narren halten, aber mir machte er nichts vor. Es gehörte zu meinem Job, mit der Schattenseite der Menschheit vertraut zu sein, und ich hatte einige Erfahrung darin. Sie hingegen suchte in allem und jedem nur die verborgene Schönheit. Wenn ich etwas Schönes sah, schaute ich nach dem Preisschild.

»Ach, bitte, komm doch zum Essen«, bat Lily. »Es wäre mir so wichtig. Du wirst Andrew anders einschätzen, wenn du ihn kennenlernst. Ich weiß, daß du ihn mögen wirst.«

Ich wußte, daß ich ihn nicht mögen würde. Ich bildete mir meine Meinung über Leute innerhalb der ersten fünf Sekunden, ich erkannte ein Arschloch, wenn ich eins vor mir hatte, und Andrew Delacroix war ein Arschloch – Güteklasse A, mit Brief, Siegel und schniecker Visitenkarte.

»Lily«, sagte ich, »ich halte das wirklich für keine gute Idee.«

Das Schweigen am anderen Ende der Leitung verriet, daß ich sie verletzt hatte. Wenn ich etwas nicht wollte, dann das. Ich begriff, was dieses Essen für sie bedeutete und was sie für mich bedeutete. Mit ihr und ihrem Ehemann zu Abend zu speisen würde voraussichtlich kein sonderlich erquickendes Erlebnis sein – strenggenommen würde es höchstwahrscheinlich schlicht entsetzlich werden. Aber das wußte sie nicht. Sie glaubte wirklich, alles sei in Ordnung und eitel Sonnenschein. Also schön, ich konnte mich vermutlich mit fast allem abfinden, wenn es nur nicht zu lange dauerte und sie glücklich machte. Außerdem bot es ihm die einmalige Gelegenheit, sich vor allen Anwesenden als der vollendete Widerling zu erweisen, für den ich ihn hielt.

»Und wenn ich auf ein paar Drinks nach dem Essen herüberkomme?« lenkte ich ein. So konnte ich vermeiden, daß er Gelegenheit bekam, gehässige

Kommentare abzugeben, wenn ich die falsche Gabel benutzte oder auf mein Hemd kleckerte. Ich war nicht annähernd abgeklärt genug, um in Gegenwart der Frau, mit der ich schlief, und ihres Ehemannes gelassen zu bleiben, während ich mich auch noch mit mangelnden Tischmanieren blamierte.

Ich spürte, daß sie ein wenig enttäuscht war, aber sie sagte, sie verstehe das, und Drinks seien eine gute Idee. Ich versprach, gegen neun Uhr dort zu sein.

»Du hast mir gefehlt«, sagte sie zum Abschied mit ihrer heiseren Stimme, die sexy und süß zugleich war, einer Stimme, die sich anfühlte, wie nach Hause kommen und Irene Dunne im Negligé in der Küche beim Apfelkuchenbacken vorfinden.

»Du hast mir auch gefehlt«, antwortete ich. »Ich freue mich auf dich.«

Sie legte auf, und ich wartete, nur für den Fall des Falles. Wie vermutet vernahm ich ein paar Sekunden später noch ein Klicken, als ein zweiter Telefonhörer eingehängt wurde.

Ich legte auf, und mir graute. Mir war, als wäre ich zu einer Tiefschnee-Skiparty eingeladen und müßte in Rollschuhen und Sommerkleid hin.

Es half kein Fluchen – außer einem Schläfchen war nichts zu machen, also legte ich mich hin. Als ich gerade wieder wach wurde, klingelte das Telefon erneut.

Diesmal war es Frank Brumfield.

»Gestern abend wurde vor dem Rice Hotel ein kleiner Ganove namens Cotton Peebles kaltgemacht. Eine Wagenladung gedungene Killer hat die Vorderfront des Gebäudes mit einem Maschinengewehr bestreut. Natürlich kann es sich dabei um eine besonders ausgeklügelte Werbestrategie der Warner Brothers für den neuesten James Cagney-Film handeln, allerdings finden wir hier im Polizeipräsidium das eher unwahrscheinlich. Aber das ist natürlich nur unsere unmaßgebliche Meinung.«

»Ja, auch ich wünsche Ihnen einen ganz besonders angenehmen Nachmittag, Lieutenant. Mir geht es gut, danke der Nachfrage. Und wie ist Ihr wertees Befinden?« Ich gähnte und versuchte so weit aufzuwachen, daß ich die Uhr auf meiner Kommode ausmachen konnte.

»Spar dir den Scheiß, Hollis. Augenzeugen haben berichtet, daß eine Frau, deren Beschreibung verdächtig genau auf dich paßt, in ein großes, helles Auto gestiegen und vom Tatort verschwunden ist. Bei Cottons Leiche wurde eine Knarre gefunden. Die Aussagen, die uns vorliegen, deuten darauf hin, daß die Person, auf die er gezielt hat, als er erschossen wurde, mit dir identisch sein muß.«

»Wurde erwähnt, daß diese Person höchst gutaussehend war?«

»Nein, davon war nicht die Rede.« Er seufzte tief auf.

»Tja, da hast du es. Es kann sich gar nicht um mich handeln.«

»Ich glaube, es ist an der Zeit, daß du mal wieder hier vorbeischaust, damit wir uns noch einmal gemütlich unter vier Augen unterhalten, Hollis. Es macht mich irgendwie mißtrauisch, wenn du erst die Leiche eines Polizeibeamten entdeckst und ein paar Tage später beinahe von einem drittklassigen Gauner abgeknallt wirst. Vor allem, wenn dieser drittklassige Gauner für dieselbe Zeitung arbeitet wie du.«

»Was sagst du da?«

»Willst du etwa behaupten, du wüßtest das nicht?«

»Ich kenne nicht alle Leute, die bei der Times beschäftigt sind. Außerdem arbeite ich da nicht mehr. Schluß. Aus. Ende. Ich habe gekündigt.«

»Das macht es noch interessanter.«

»Wieso das? Meinst du, sie haben einen Killer beauftragt, der alle ehemaligen Angestellten umbringt? Damit sie nicht bei der Konkurrenz anfangen?«

»Warum spielst du immer die gottverdammte Klugscheißerin?«

Ich faßte das als rhetorische Frage auf und sparte mir die Antwort.

»Er hat bis vor wenigen Wochen im Vertrieb gearbeitet. Dann ist er nicht mehr aufgetaucht. Ich gebe

zu, daß ich bloß ein dummer, unwissender Polizist bin, der seinen eigenen Arsch nicht von der dritten Basis auf dem Baseballfeld unterscheiden kann, aber das sieht mir überhaupt nicht nach Zufall aus.«

»Was glaubst du denn, Frank? Daß ich ihn habe umbringen lassen, weil er meine Zeitung nicht pünktlich ausgeliefert hat?«

»Wenn du nicht sofort aufhörst, blöde Witze zu reißen, und mir reinen Wein einschenkst, lasse ich dich abholen. Ich hab<sup>c</sup> wirklich die Nase voll davon, meine Zeit mit Spaßvögeln zu vergeuden.«

»Schön, und ich hab<sup>c</sup> die Nase voll davon, mit einem Haufen widerwärtiger Grobiane in Blau zu verkehren. Wo habt ihr Schergen eure Manieren gelernt – beim Hundekampf? Ich weiß nicht, wer Joe oder Cotton Peeples umgelegt hat. Wenn ich eine Ahnung hätte, würde ich es dir mitteilen – sofern du mich brav drum bittest. Leider weiß ich überhaupt nichts. Ich finde nicht gern Leichen, und ich mag es auch nicht, wenn man auf mich schießt. Und ich kann es nicht leiden, von euch Polypen drangsaliert zu werden, und es stört mich, daß ich schon wieder Benny Goodman verpaßt habe. Es gibt zur Zeit wirklich nicht viel, was mir gefällt, und noch weniger, was ich weiß.«

»Warum bist du gestern abend nicht beim Hotel geblieben?«

»Weil ich versucht habe, dieses Auto voller Schießprügel zu verfolgen, aber ich habe sie nicht erwischt.«

»Warum bist du nicht zum Tatort zurückgekommen?«

»Ich hätte nichts Sinnvolles aussagen können, und wie ich die Polizei kenne, hätten sie mir kein Wort geglaubt, so daß mir das nur einen Haufen bedeutungsschwangere Gespräche wie dieses eingebracht hätte. Außerdem habe ich es satt, Leichen beim Bluten zuzugucken. Du kannst mir vorwerfen, labil und verantwortungslos zu sein, aber so ist es eben. Ich habe schon beruflich zu viel mit sowas zu tun, und wenn ich schon mal abends ausgehe, will ich davon nichts sehen und hören. Ich weiß, daß das für dich schwer nachzuvollziehen ist, aber so bin ich eben.«

»Bist du sicher, daß du Cotton nicht von der Arbeit her kennst?«

»Ja.«

»Weißt du, wer ihn kaltgemacht hat?«

»Nein.«

»Weißt du irgend etwas, daß uns in dieser Sache weiterhelfen könnte?«

»Nein, aber wenn du ein paar Takte vorsummt, kann ich ja versuchen, nach Gehör zu spielen. Sag mal,

hast du auch nur ein verdammtes Wort von dem, was ich gerade gesagt habe, gehört?«

»Aber verlaß die Stadt nicht, ohne Bescheid zu sagen«, knirschte er.

»Na, so ein Pech. Ich wollte doch nächste Woche meinen jährlichen Abstecher nach Holland machen, um Tulpenblüten zu schnuppern. Da muß ich wohl meine Holzschuhe ins Regal zurückstellen.«

»Ich warne dich!« Er knallte den Hörer auf die Gabel.

Ich schmunzelte vor mich hin. Ein Schlagabtausch mit den Schergen belebte mich immer. Das schärfte den Verstand, kräftigte das Rückgrat und machte das Leben lebenswert. Außerdem mochte ich Frank.

Ich kicherte in mich hinein. Er hatte nichts aus mir herausgekriegt, aber ich hatte einiges erfahren. Und ich hatte ihm nicht mal mitgeteilt, daß die Bande, die Cotton niedergemäht hatte, zwei Häuserblöcke von hier parkte und wahrscheinlich auf die optimale Gelegenheit wartete, mich zu durchlöchern wie ein Nudelsieb. Eigentlich wäre es ein heißer Tip gewesen. Ich lachte und lachte und lachte. Ich war wirklich ein kluges Kind. Ich fragte mich, warum ich es ihm nicht mitgeteilt hatte. Vielleicht hatte ich mich einfach daran gewöhnt, diese Kerle hinter mir herzuziehen wie ein zweites Paar Pöbacken.

Ich rief Steve Bonner bei der *Times* an. Sein Kollege Greg Benson, der sich einen Schreibtisch mit ihm teilte, nahm ab.

»Steve mußte wegen irgendwas aufs Gericht«, sagte er mir. »Ich soll dir ausrichten, daß du später nochmal anrufen möchtest. Er hat etwas für dich.«

»Hat er gesagt, was es ist?«

»Nein. Aber er klang ziemlich aufgeregt.«

Ich dankte Greg und hängte ein.

Ich haßte warten. Geduld zählt nicht zu meinen Tugenden. Ich verzog mich ins Bad und veranstaltete ein langes, heißes Schaumbad, komplett mit dunkler Sonnenbrille auf der Nase und meinem Spielzeugsegelboot im Wasser. Ich war auf den Jungfrauen-Inseln und lag am Strand, einen kühlen Drink mit Rum in der Hand. Ich blieb auf St. Thomas, bis es mir langweilig wurde, dann schob ich das kleine Schiff weiter in der Wanne herum. Schaumblasen wurden zum dichten Nebel am Kap der Guten Hoffnung – ein gewaltiger Sturm zog auf und bedrohte die tapferen Reisenden auf ihrem Weg in eine fremde neue Welt. Mit einem Fuß rührte ich eine große Welle

auf. Krach! Sie traf das Boot. Ich schickte eine weitere Welle los, die das Schiffchen verschlang. Es sank.

Na ja, es konnten eben doch nicht alle die Neue Welt erreichen.

Ich überlegte, ob ich den Segler retten sollte, als das Telefon läutete.

Ich ignorierte es, steckte meine große Zehe in die Öffnung des Wasserhahns, hielt meinen Blick eine Weile darauf gerichtet und sagte mir, daß, wer immer da anrief, es nochmal probieren würde, wenn es wichtig war. Nach dem vierzehnten Klingeln hörte es auf.

Langsam wurde es Zeit, die Badewanne zu verlassen, bevor meine Haut in bleibenden Runzeln erstarrte. Ich schlenderte gemächlich ins Schlafzimmer und stellte fest, daß es erst vier Uhr war. Ich wollte mich nicht so früh anziehen, nur um in verknitterter Kleidung bei Lily anzukommen.

Wieder das Telefon.

»Ma Bell«, sagte ich in die Sprechmuschel und legte mich aufs Bett.

»Ist da Hollis Carpenter?« fragte eine weinerlich-ordinäre Stimme. Ich konnte das Kölnisch Wasser förmlich durch die Leitung riechen.

»Ja.«

»Colette hier. Wissen Sie noch?«

»Ja.« Ich sog tief Luft ein und hielt sie mit aufgeplusterten Backen. Dann atmete ich aus.

»Ich hab< da >ne Information, die Sie bestimmt interessiert.« Sie sprach es intas-sijat aus.

»Prima. Legen Sie los.«

»>s ist nicht umsonst.«

»Ja, das kann ich mir vorstellen. Welche Art Information?«

»Sie wollten doch wissen, wie Joe zu seinem Geld gekommen ist? Tja, ich weiß es. Wenn Sie<s wissen wolln, müssen Sie blechen.«

»Wieviel?«

»Zweihunnad Dollar.«

»Zweihundert Dollar?« echote ich, teils um meine Entrüstung herauszulassen, aber auch um >hundert< korrekt auszusprechen. »Für zweihundert bekomme ich fast ein neues Auto!« Ich fragte mich, ob ihr die Syphilis Hirn zerfressen hatte.

»Hör<n Sie. Ich hab< grad Joes Anwalt angerufen und rausgefunden, daß der Hurensohn alles seinem Balg vermacht hat. Sogar diese Hundehütte, die er sein Haus nannte. Er hat mir keinen roten Heller hinterlassen. Ich sitze ohne einen Pfennig in diesem Dreckloch von Stadt fest. Ich will verduften, bloß weg hier, nach Kalifornien – vielleicht Hollywood. Sehen, was beim Film läuft. Ich

hätt< sowieso Schauspielerin werden solln. Zu Hause ha<m das alle gesagt. Ich hab< gute Backenknochen.«

»Ich habe keine zweihundert Dollar.«

»Holen Sie sich<s von Ihrer Zeitung. Die zahlen für ›ne heiße Story.«

»Ich arbeite nicht mehr bei der Zeitung.«

»Ach, die große allmächtige Reporterin is< gefeuert? Was soll<s, Sie können<s irgendner anderen Zeitung verkaufen, jede Wette. Wenn Sie ›n Knüller wollen, müssen Sie das Geld auftreiben. Ja oder nein?«

»Vielleicht. Erst müssen Sie mir mehr erzählen. Sie mögen ja glauben, daß die Sache wichtig ist, aber nachher ist sie keinen Pfifferling wert.«

»Oh, sie isse auf alle Fälle wert.«

An ihrer Stimme hörte ich, daß das vermutlich stimmte. Ich versuchte, noch etwas mehr aus ihr rauszukitzeln, aber sie machte nicht recht mit.

»Hören Sie, Miss Chateau. Vielleicht kann ich mir etwas Geld borgen, aber ich muß mehr wissen, als was Sie mir gesagt haben. Ich kann mich nicht einfach nur auf Ihr Wort hin verschulden.«

»Nur auf mein Wort!« kreischte sie. »Sie behandeln mich wie Dreck. Das laß< ich mir nicht gefallen, du Miststück!«

»Immer mit der Ruhe. Bei so wenig Information könnte ich das Geld nicht mal auf Abraham Lincolns Wort hin auftreiben.«

Sie zog Rotz hoch und schneuzte sich lautstark, ich mußte den Hörer etwas von meinem Ohr weghalten. »Es geht um das Verschwinden der Waffen. Aber mehr werd< ich Ihnen wirklich nicht sagen.« Sie trennte sich so widerwillig von den Worten wie ein Waisenjunge, der gezwungen wird, allen von seinen Bonbons abzugeben.

Verdammt. Schon wieder diese Waffen. Ich hatte von Anfang an nichts damit zu tun haben wollen. Ich hatte auch nicht angenommen, daß viel dahinter steckte. Es war nichts Ungewöhnliches, daß Beweismaterial verschwand. Vermutlich hatte der ursprüngliche Besitzer der Waffen einen Schergen bestochen, um sie wiederzubekommen. Oder irgendein Gangsterboß hatte sie billig abgestaubt. Wer weiß? Vielleicht hatte ich auch das ungute Gefühl gehabt, daß ich bei dieser Geschichte auf Dinge stoßen könnte, die ich lieber nicht wissen wollte.

»Na schön. Ich werde sehen, was sich machen läßt. Ich muß ein bißchen herumtelefonieren, bevor ich weiß, ob ich das Geld zusammenkriege. Ich bezweifle, daß ich zweihundert auftreiben kann, aber mal sehen, was sich machen läßt. Vielleicht fünfzig – höchstens hundert.«

»Wenn Sie den Knüller haben wollen, müssen Sie schon mit zweihunnad hier aufkreuzen.«

»Sind Sie den ganzen Abend zu Hause? Es kann ein Weilchen dauern. Wenn ich es hinkriege, komme ich einfach rum. Und ich möchte keine Überraschungen, zum Beispiel Darryl Wade hinter Ihrer Schlafzimmertür. Wenn Sie nicht allein sind, komme ich nicht.«

Ich hatte gewußt, daß sie überrascht sein würde.

»Was soll'n das heißen?«

»Ach, Colette. Ich weiß über Sie und Darryl Bescheid. Ich weiß, daß Sie schon was mit ihm hatten, als Joe noch lebte. Was wird er machen, wenn Sie die Stadt verlassen? Nachher paßt ihm das gar nicht.« Wenn es mir gelang, sie zu verunsichern, würde sie sich eher darauf einlassen, zu nehmen, was immer ich ihr bot.

»Darryl schert sich einen Dreck darum, was ich tue, und mich schert auch nicht, was er macht. Er ist ein ganz gemeiner Hund, und er kann sich ›ne andere zum Rumschubsen suchen, wenn ich weg bin.«

Trotz ihrer Sprüche hatte sie Angst. Und zwar eine Heidenangst. Immerhin wußte ich nun, warum sie auf einmal bereit war auszupacken. Darryl prügelte ihr wahrscheinlich die Seele aus dem Leib, seit Joe nicht mehr da war, um sie zu beschützen. Was für ein Leben.

»Machen Sie einfach, daß Sie mit den Kohlen überkommen, ja? Wenn ich Ihnen den Kram erzähle, muß ich verschwinden, und zwar schnell.«

»Tja. Lassen wir sie ein wenig im eigenen Saft schmoren«, murmelte ich vor mich hin, als ich im Schrank versank, um zu entscheiden, welche Farbe die Hose haben sollte, die ich anzog. Schließlich schlüpfte ich in eine graue und in einen schwarzen Pulli und holte meine Schuhe aus dem Bad, wo ich sie zum Trocknen vor die Heizung gestellt hatte. Sie waren immer noch zähfeucht wie ein Stück Knorpel, das Anice mehrere Stunden durchgekaut hatte.

Ich bewunderte mich minutenlang im Spiegel, dann ging ich in die Küche und öffnete die Keksdose, auf deren Grund ich meine Ersparnisse aufbewahrte. Ich wühlte unter eselsohrigen Rechnungen und trockenen Keksen und zog hundert Dollar in Zehnern hervor. Ich hatte Colette belogen. Es war mir gelungen, vierhundert Dollar auf die Seite zu legen, die für fünfzehn Jahre Arbeit standen, aber der Teufel sollte mich holen, wenn ich die Hälfte irgendeiner Hure gab, damit sie mir erzählte, was die Polizei von Houston für krumme Touren fuhr. Ich faltete die Zehner und küßte sie zum Abschied. Es tat weh – und dieses Scheiden machte nicht gerade, daß mir das Herz lachte.

Anice wollte mit, und ich entschied mich dafür, weil mir die Dinge momentan zu sehr drunter und drüber gingen, um sie allein zu Haus zu lassen. Ich griff sie mir und stopfte sie unter meinen Mantel, woraufhin sich die beiden obersten Knöpfe nicht zumachen ließen. »Wir sind reif für eine Diät, kleine Rattentöterin«, sagte ich. Sie bleckte höhnisch die Zähne. Sie war stolz auf ihre rundliche Figur.

Ich schob die 38er in die Manteltasche und holte mir auch noch meine 25er, die ich unter meinem Pulli im Hosenbund verstaute. Hätte ich eine Panzerfaust besessen, ich hätte auch die mitgenommen. Ich hatte Angst. Etwas braute sich zusammen, das spürte ich in den Knochen. Ich hatte meine glückbringende rote Unterwäsche an und meinen Diamantstecker im Ohr. Ich überlegte *kurz*, aber andere Talismane, die ich hätte mitnehmen können, fielen mir nicht ein.

Ich lenkte den Ford nach Süden, die Woodhead Road hinunter. Der grüne Wagen war weg. Ich dachte daran, bei Gael vorbeizufahren und sie zum Mitkommen zu überreden, entschied dann aber, daß sie mir genug geholfen hatte. Sie konnte nicht ewig Kindermädchen spielen.

Seit meinem Telefongespräch mit Colette war etwa eine Stunde vergangen, als ich auf dem Montrose Boulevard vor dem Wohnhotel Plaza parkte. Ich

schnappte mir die Decke vom Rücksitz und deckte Anice damit zu, damit sie nicht fror, solange ich weg war. Ich gab ihr einen Ingwerkeks von der Notration aus der Manteltasche, die nicht von einer Kanone belegt war, und betrat das Hotel.

Hinter der Rezeption war niemand zu sehen. Der Klang einer Männerstimme, die von einem Klavier begleitet den Blues sang, ertönte aus der Bar und perlte durchs Foyer. Ich stand mit geschlossenen Augen und ließ die Töne durch mich hindurchfließen. Meine Anspannung ließ nach, und ich lächelte, weil ich solche Manschetten hatte. Ich holte tief Atem und hielt die Luft einen Moment, um noch mehr von der Anspannung abfließen zu lassen. Mir war gar nicht bewußt gewesen, was für einen Heidenbammel ich gehabt hatte. Es war höchste Zeit für einen Urlaub, bevor ich anfing, Monster mit behaarten Händen und blutigen Klauen zu sehen, die nächtens den Mond anheulten.

Ich stiefelte zum Aufzug, nickte im Takt der Musik und beschloß, auf dem Rückweg in der Bar vorbeizugehen und ein Weilchen zuzuhören.

Im vierten Stock trat ich beschwingt auf den Gang hinaus, der völlig leer war – abgesehen von den rund dreißig Leuten, die mit gereckten Hälsen auf den Zehenspitzen versuchten, einander über die Köpfe zu

spähen, während sie sich vor Colette Chateaus Tür drängten. Kalter Schweiß brach mir aus allen Poren.

Ich hätte wieder in den Aufzug steigen können, ohne auch nur zu fragen. Statt dessen wanderte ich den Gang hinunter. Meine Beine schienen aus Blei zu sein, und der Weg wurde immer länger. Ich wanderte ungefähr hundertfünfundvierzig Jahre, aber schließlich kam ich an. In der letzten Reihe der Menge stand eine alte Dame in einem schwarzen Wollkleid, ihr silbernes Haar war geflochten und wie eine Krone um ihren Kopf gelegt. Ich tippte ihr auf die Schulter und fragte, was passiert sei, obwohl ich es eigentlich nicht hören wollte.

»Da drin ist ein totes Mädchen. Sie haben ihr den Kopf eingeschlagen. Jemand meinte, sie sei eine Frau von zweifelhaftem Ruf, aber das ist mir egal. Den Tod hat sie nicht verdient.«

»Hunderttausend Höllenhunde«, murmelte ich. Mein Herz raste ungleichmäßig wie ein Hundertmeterläufer mit Holzbein. Meine Beine zitterten krampfartig. »Hat schon jemand die Polizei geholt?«

»Mr. Barham hat von seiner Wohnung aus angerufen.« Sie zeigte auf eine Tür gegenüber Colettes, und wir wandten uns um und betrachteten sie ehrfürchtig. Es ist immer wieder seltsam, wie in einem Mordfall alles, was irgendwie mit den Beteiligten zusammenhängt, ganz gleich wie geringfügig, plötzlich

eine Bedeutung erlangt, die es sonst nie bekommen hätte.

»Hat jemand gesehen, wer es war?« fragte ich.

Sie schüttelte den Kopf. »Ich habe schreckliche Angst, daß ein Mörder hier durch die Gänge schleicht. Ich werde wohl meine Tochter anrufen und bei ihr wohnen, bis sie ihn gefangen haben. Hier bleibe ich ganz bestimmt nicht.« Ihre Augen glitzerten. Keine zehn Pferde hätten sie dazu gebracht, das Hotel zu verlassen. Es war ein schauerlicher Mord, aber er gab den Bewohnern Gesprächsstoff, der für viele Kaffeestündchen reichte und wesentlich ergiebiger war als Verdauungsprobleme.

Ich hörte Sirenen in der Ferne, rannte zum Fahrstuhl und hieb auf den Knopf ein. Die Türen öffneten sich unendlich langsam, und der Aufzug hatte es so eilig wie Jack Benny beim Bezahlen in einem Vier-Sterne-Restaurant.

In der Halle steuerte ich die Telefonzelle an. Ich setzte mich hinein, wartete und hörte dem Ventilator zu, der sich einschaltete, sobald die Tür geschlossen wurde. Zwei Polizisten stürmten durch den Haupteingang in die Hotelhalle und rannten zum Fahrstuhl. Ich warf eine Münze ein und wählte die Nummer des Polizeireviers.

»Frank Brumfield, bitte.« Meine Stimme klang kratzig, und ich holte ein paarmal tief Luft, während ich wartete, daß ich durchgestellt wurde. »Brumfield.«

»Frank. Hollis hier. Ist Darryl Wade da?«

»Nein, und ich habe im Moment keine Zeit.«

»Ich weiß. Du bist auf dem Sprung zum Plaza, um in Sachen Mord an einer Prostituierten zu ermitteln.«

»Woher weißt du das?« Seine Stimme wurde tief und drohend.

»Ich bin hier. Im Plaza.«

»Was hast du da zu suchen?«

»Sie rief mich vor etwa einer Stunde an. Sie wollte Geld, um die Stadt zu verlassen. Als ich hier eintraf, hing eine Menschentraube vor ihrer Tür. Sie war bereits tot.«

»Ach, ja. Die wievielte ist das jetzt? Joe, Cotton Peeples und jetzt dieses Flittchen. Wer bist du? Die Todesfee persönlich? Ich kann das nicht länger ignorieren, Hollis. Du bleibst, wo du bist, bis ich komme.«

»Sei kein verdammter Idiot, Frank. Du hast doch sonst mehr Verstand gehabt. Die meisten Polypen bringen es nicht fertig, mit einem Zwölfkalibergewehr den eigenen Arsch zu treffen, selbst wenn jemand anders für sie zielt. Stell du dich nicht auch noch blöd.«

»Bleib im Plaza, Hollis.«

»Nein, Frank. Du kannst mir nichts vorschreiben. Wenn du mich festnehmen willst, besorg dir einen Haftbefehl und tu's. Ich bin später am Abend wieder zu Hause. Inzwischen läßt du dem Mörder Zeit, Beweismaterial zu vernichten, das du gebrauchen könntest, um ihn festzunageln. Zum Teufel, vielleicht kommt er sogar ungeschoren davon, wenn du so dumm bist.«

»Du erzähl mir gottverflucht nochmal nichts von dumm! Ich hab dich satt bis obenhin. Du bist ja so verflixt schlau. Wer ist denn der Täter? Soweit ich sehe, kannst du es ebensogut sein wie jeder andere.«

»Oh, Frank, schieb's dir in den Hintern. Mir ist fast danach, nie wieder einen Fall für dich aufzuklären. Dann kannst du sehen, wie viele kleine alte Damen ihr für Gewaltverbrechen anklagt, während ihr die echten Täter laufen laßt. Da oben ist übrigens gerade eine, die du dir schnappen kannst. Aber paß auf, wenn du sie festnimmst – sie sieht mir aus, als könnte sie dir einen heißen Kampf mit ihren Stricknadeln liefern, und –«

»Halt's Maul!« brüllte er. Der Mann bekam noch einen Herzinfarkt, wenn er nicht lernte, mindestens so viel einzustecken, wie er austeilte. »Du weißt, wer der Täter ist?«

»Klar weiß ich das. Du nicht?« Ich konnte das Sticheln nicht lassen. Und es beruhigte mich. Je mehr er sich aufregte, desto gelassener wurde ich.

»Wenn du irgendwas weißt, spuck's aus.«

»Sag ›bitte‹.«

»Du wirst ›bitte‹ wimmern, wenn ich dich so tief ins Loch stecke, daß sie dir das Sonnenlicht in Büchsen bringen müssen.«

»Ich schätze, das ist das einer Freundlichkeit ähnlichste, was du fertigbringst, Frank. Darryl Wade war es. Als ob du das nicht wüßtest.«

»Darryl Wade!«

»Ja, Frank. Darryl Wade.«

»Warum sollte er so etwas tun?«

»Ach, komm schon. Du weißt verdammt genau, daß er was mit ihr hatte. Sie war Joes Freundin und hat ihn mit Darryl betrogen. Soweit ich weiß, hat er auch Joe umgelegt, wahrscheinlich um ihn aus dem Weg zu räumen. Vielleicht hatte er es auch satt, sie mit Joe zu teilen.«

»Du erwartest doch nicht etwa, daß ich diesen Mist glaube?« ächzte er.

»Oh doch. Und wenn du dich beeilst, erwischst du ihn vielleicht noch in den Klamotten, in denen er sie umgebracht hat. Es muß Blut, Make-up, Parfüm oder sowas dran sein. Aber wenn du darauf bestehst, deine

Zeit mit mir zu verschwenden, kann er das Zeug noch verbrennen oder in den Kanal werfen. Außerdem weißt du verdammt genau, daß ich mit diesen Morden nichts zu tun habe, Frank. Also adios, mein Lieber.«

Ich knallte den Hörer auf die Gabel und schlenderte beiläufig nach draußen zu meinem Wagen. Drei weitere Polizeiwagen waren inzwischen eingetroffen, und die Beamten sperrten die Front des Hotels ab. Wichtiguerin Anice kletterte auf meinen Schoß und kläffte die Schergen an, als ich ausparkte. Ich versuchte, milde zu lächeln und unschuldig auszusehen, was mir nie ganz leicht fällt. Mein Herz hämmerte, und ich bekam fast keine Luft. Ich sandte ein Stoßgebet aus, daß Frank nicht schon per Funk angewiesen hatte, mich festzuhalten.

Als ich anfuhr, stieß einer der Polizisten einen Ruf aus und rannte auf mich zu. Oh, Mist! Da war er schon an der Tür. Ich kurbelte das Fenster herunter und lächelte höflich. »Ja, bitte?«

»Was für ein Hund ist das? Sie ist absolut hinreißend.« Er streckte die Hand herein, um ihren Kopf zu tätscheln.

Lieber Gott, bitte mach, daß sie ihn nicht beißt. »Sie ist ein Schnauzer. Die meisten haben spitze Ohren, aber ich habe ihre nicht stutzen lassen, weil das so wehtut.

Darum hat sie diese Schlappohren«, brabbelte ich, unfähig mich zu beherrschen.

Er grinste und tätschelte sie noch einmal. Sie wedelte mit ihrem Schwanzstummel und kläffte noch einmal. Er lachte und winkte uns durch. Mit knirschender Kupplung zog ich von dannen. Ich legte einen guten Sicherheitsabstand zwischen das Plaza und mich, bevor ich an einer Texaco-Tankstelle an der Main Street hielt, um zu telefonieren. Unter einem verrosteten Ford-T lag ein Schlosser im Blaumann und versuchte, die Karre mit Kaugummi und Eisendraht zusammenzuflicken. Ein alter Farmer in verwaschenem Overall und einem betagten grünen Armeemantel, den er wahrscheinlich einst bei der Schlacht im Argonnerwald getragen hatte, stand daneben und sah zu.

Ich hockte mich neben das Auto, lugte drunter durch und sprach den Mechaniker an. »Hallo. Meinen Sie, daß ich mal Ihr Telefon benutzen könnte, bitte?«

»Klar, kleine Lady, bedienen Sie sich.«

Ich fragte mich, mit wem er gesprochen hatte, und sah umher, bevor ich begriff, daß er mich meinte. Ich dankte ihm und ging in das Büro, das nach Abschmierfett und Benzin roch. Ein Schmerz fuhr durch mein Knie, ich mußte es mir in der Aufregung wieder verdreht haben.

Der Gasofen war angeschürt, und die Wärme tat gut. Es regnete nicht mehr in Strömen, dafür nieselte es fein, und ein kalter Nebel zog herauf. Beim Houstoner Wetter war alles drin. Morgen saßen wir vielleicht alle sonnenbadend im Freien.

Ich setzte mich auf den hellen Eichenholzdrehstuhl hinter dem alten dunklen Eichenschreibtisch. Aus einer bereitstehenden Schachtel Kleenex nahm ich mir zwei Tücher und hielt damit den Hörer, damit ich mich nicht mit Fett beschmierte. Ich rief Steve bei der *Times* an und erwischte ihn, als er gerade Feierabend machen wollte. Er hatte von zwei, drei Vorgängen in Bolivien erfahren, die er für interessant hielt. Aber mich interessierte nur einer davon, und ich wußte nun, was Andrew Delacroix dort wollte. Der Nebel in meinem Hirn lichtete sich ein wenig. Ich schloß eine Wette mit mir selber ab: Sollte ich mich irren, würde ich die Schreibmaschine an den Nagel hängen und fortan in Dallas mit Heimdauerwellen hausieren gehen. Ich dankte Steve und merkte mir vor, ihm demnächst eine Flasche Brandy mitzubringen.

Dann lehnte ich mich im Stuhl zurück, schaute aus dem Fenster auf die Tankstelle und versuchte mir über den nächsten Schritt klarzuwerden. Auf dem Fensterbrett lagen abscheuliche Häufchen von Fliegenleichen aus dem vergangenen Sommer. Ich

massierte mir die Stirn und machte ein paar Lockerungsübungen, dann beugte ich mich schließlich über den Tisch und griff wieder zum Telefon.

Diesmal rief ich beim Polizeirevier an und fragte nach dem Zuständigen für die Beweismaterialaufbewahrung. Ein willensschwacher, rückgratloser Schreibtischscherge meldete sich, und ich pöbelte ihn an, bis er mir steckte, daß die Waffen aus einem Lagerhaus in der William Street verschwunden waren. Die Polizei besaß überall in der Stadt Gebäude, um das Beweismaterial von Razzien bei Spielhöllen oder Gaunerquartieren und dergleichen aufzubewahren. In diesen Häusern und Schuppen lagerten sie Spielautomaten und Destillierkolben und Waffen und sogar ein paar gestohlene Autos. Selbst Schwarzgebranntes aus Prohibitionszeiten war noch zu finden. Im *Chronicle* hatte ich vor zwei Tagen gelesen, daß Hilfssheriffs sich gerade daran machten, einige Gallonen »Gin-Sirup« und Schnapsbasis aus vergorenem Korn zu vernichten, die noch aus der Zeit vor der Aufhebung der Prohibition im Keller des Gerichtsgebäudes lagerten. Überall in der Stadt wurde Krimskrams gehortet. Jemand hatte mal behauptet, daß auch der Wagen dabei sei, in dem Bonnie Parker und Clyde Barrow vor zwei Jahren zu Tode gekommen waren, aber das hielt ich für ein Gerücht, aufgebracht von einem alten versoffenen Journalisten, der den Mund

nur aufriß, um mit dem Gaumen zu klappern. Der Schreibtischscherge gab mir sogar die genaue Adresse des Lagerhauses, weil ich ihm vorlog, ich sei vom Büro des Staatsanwalts.

Nach dem Auflegen saß ich in dem warmen Tankstellenbüro und sah dem Nebel beim Dichterwerden zu. Die Häuser ein paar Blocks weiter waren kaum noch zu erkennen. Ein Blick auf die Uhr sagte mir, daß es in etwa zwanzig Minuten dunkel werden würde. Ich hatte noch ein paar Stunden totzuschlagen, bis ich bei Lily auftauchen mußte. Warum zum Teufel hatte ich nur zugesagt? Ich mußte den Verstand verloren haben.

Ich stand auf, streckte mich und mir fiel ein, daß mein Ford Benzin brauchte. Ich ließ den Mechaniker weiterarbeiten und tankte selbst. Fasziniert betrachtete ich die Glaskugel auf der Zapfsäule, wie hypnotisiert von den sich drehenden Ziffern, die die Summe mitzählten. Viereinhalb Cent pro Liter – diese Ölgesellschaften waren Aasgeier. Ich kramte das Geld aus meiner Tasche, ging zur Garage hinüber und rief dem Mechaniker zu, daß ich es auf dem Tisch im Büro lassen würde. Er brüllte irgendwas zurück, das ich als Einverständnis deutete.

Anice stand auf meinen Schoß und scharrte mit den Vorderpfoten am Fenster, als wir durch die Innenstadt

fuhren. Ich bog in eine Seitenstraße, durch deren Mitte eine Abwasserrinne verlief, und rollte langsam bis zum Eingang des Lagerhauses. Ich hatte mir auf dem Weg durch die Innenstadt Zeit gelassen und den Anblick der bunten, blinkenden Lichter genossen. Ich war nicht unbedingt wild darauf, heute abend diese Gegend aufzusuchen – und nicht nur heute abend, sondern überhaupt im Dunkeln. Die Straßen waren leer, finster, deprimierend und feucht. Ich hielt vor der Treppe zur Laderampe an der Vorderfront des roten Backsteingebäudes. Die großen Rolltüren waren für die Nacht mit eisernen Gittern gesichert, die hoch- und runtergelassen werden konnten. Das Dach über der Laderampe bestand aus schweren Eichenbrettern und ruhte auf quadratischen Trägerbalken. In der Mitte des Gebäudes gab es eine Holztür normaler Größe, die aussah, als würde sie notfalls einem Indianerangriff standhalten. Ich nahm die Taschenlampe aus dem Handschuhfach und machte mich auf zur Treppe. Dann ging ich zum Auto zurück und holte Anice. Ich legte sie an die Leine. Mit wichtiger Miene stand sie da und wartete, daß ich sie aus dem Wagen hob. Ihr war völlig klar, daß sie gebraucht wurde, um mich zu beschützen. Sie war zu klein und dick, um die Stufen zur Rampe hochzukommen, und so trug ich sie hinauf. Ich marschierte zu der Tür und klopfte. Bei der Größe des

Gebäudes und der Dicke der Tür hätte ich genausogut eine Daunendecke mit einem Mehlfladen bearbeiten können. Ich benutzte den Griff der Taschenlampe, ohne daß sich etwas tat. Ich probierte die Klinke, und es war nicht abgeschlossen, also schob ich die Tür auf und ging hinein.

Das Lagerhaus war riesig und von ein paar Sechzig-Watt-Birnen so spärlich beleuchtet, daß sie sich die Stromrechnung hätten schenken können, indem sie ein Dutzend Glühwürmchen in ein Glas steckten und es an die Decke hängten. Die Funzeln warfen groteske Schatten, in denen grausige narbengesichtige Axtmörder lauern konnten. Ich faßte in meine Hosentasche und tastete nach meinem Revolver. Er fühlte sich kalt und hart und beruhigend an. Ganz hinten rechts in der Ecke war ein abgeteilter Verschlag, eine Art Büro mit Fenstern von etwa Brusthöhe bis unter die Decke. In der Mitte davon baumelte eine trübe nackte Birne an einem Kabel. Ich steuerte in diese Richtung.

»Hallo!« brüllte ich, damit mich niemand aus Versehen erschöß.

In dem Büro erhob sich jemand und fuhr mit den Fingern durch kurzes rotgraues Haar.

»Wer ist da?« brüllte er zurück.

»Ich bin Alice Toklas von der Staatsanwaltschaft«, schrie ich.

Ich betrat das Büro und versuchte, eine offizielle Miene aufzusetzen. Hoffentlich war dieser Mensch nicht allzu befremdet, daß eine Beamtin der Staatsanwaltschaft ihren Hund zu offiziellen Anlässen mitnahm. Anice trottete voran, beschnüffelte den Lumpen, der als Fußabtreter diente, ging in die Hocke und pinkelte, damit dieser Fremde gleich sah, wer hier Herrin der Lage war. Ich grinste beifällig, um zu signalisieren, daß es bei der Staatsanwaltschaft Routine war, einen Hund mitzubringen, der auf Fußabstreifer pißte.

»Sind Sie James Woods?« fragte ich.

»Ja.« Er sah mich mißtrauisch an und kratzte sich am Hintern. Manche Männer können danach klarer denken – andere müssen sich am Sack kratzen. Er bekam einen leicht glasigen Blick, starrte vor sich hin und schubberte bedächtig. »Was wollen Sie?«

»Wenn Sie für ein paar Minuten Ihre Finger aus dem Hintern nehmen könnten«, schnarrte ich, »würde ich Ihnen gern einige Fragen über die Waffen stellen, die hier vor etwa zwei Wochen gestohlen wurden.« Anscheinend bilden sich diese Knaben ein, daß sie unsichtbar sind, solange sie sich kratzen. Er besaß

immerhin den Anstand, zu erröten und mit dem Fühlen aufzuhören.

»Ich dachte, die Untersuchung ist abgeschlossen.«

»Dann haben Sie falsch gedacht.« Ich schätzte, wenn ich mit etwas durchkam, dann nur mit größtmöglicher Grobheit. »Die ganze Geschichte stinkt nach Polizeifilz schlimmster Art, und glauben Sie mir, Sergeant Woods, unser Staatsanwalt hat endgültig genug von dieser Art Filz und Korruption, wie Sie wahrscheinlich schon in der Zeitung gelesen haben. Er haßt geschmierte Polizisten und ist bekannt dafür, sie ziemlich unsanft an den Eiern zu fassen zu kriegen.«

Er nickte. Schweißperlen zeigten sich auf seiner Stirn und seiner Oberlippe. Seine Zunge fuhr nervös über seine Lippen. Er wich ein paar Schritte zurück, bis seine Waden die eiserne Liege berührten, auf der er bei meinem Eintreffen gedöst hatte. Ich konnte seine Angst quer durch den Raum riechen. Sie schlug mir aus seinem Whiskeyatem entgegen. Inmitten seiner blassen, aufgedunsenen Züge stach seine rote Nase hervor wie eine Handvoll Schlamm auf einem Kirchenaltar. Seine Blicke schossen zwischen mir und dem Kissen auf der Liege hin und her.

»Na los«, sagte ich. Ich wußte, daß ich ihn hatte. »Nehmen Sie einen Schluck. Ich werde es für mich behalten. Sie sehen aus, als könnten Sie es gebrauchen.«

Er war mitleiderregend, als er unter das Kissen griff und eine Flasche hervorholte, deren Inhalt wie Schafspisse aussah. Soviel zum Land der Rinderherden. Hastig nahm er ein paar Schluck und erschauerte krampfartig. Er zog ein Gesicht, als ob der Schnaps nach Scheiße schmeckte, trank aber noch einen Schluck.

»So, und jetzt erzählen Sie mir alles über die Nacht, in der die Waffen gestohlen wurden.«

Seine Blicke hetzten umher wie die einer Ratte, wenn ein Terrier vor ihr steht. Er wischte sich mit dem Handrücken den Mund ab, dann holte er tief Luft wie ein bedeutender Redner.

»Also, es war so gegen halb neun. Ich lag hier und hab Radio gehört, als die Hölle losbrach. Zwei Typen mit Gewehr und Revolver. Sie fesselten mich mit dem Gesicht nach unten an das Klappbett. Sie drohten mir, mich zu erschießen, wenn ich mich wehrte. Da war nichts zu machen. Dann sind sie ins Lager verschwunden und haben die Gewehre geklaut.«

»Wieviele Gewehre waren das?«

»So tausend.«

»*Tausend?*« Mein Aufschrei war außerplanmäßig. Die Gerüchteküche hatte von etwa hundert Stück gesprochen. Deshalb hatte ich der Affäre auch nicht allzuviel Aufmerksamkeit geschenkt. Wer scherte sich schon um hundert Gewehre? Tausend Stück waren ein

ganz anderes Paar Schuhe. »Das Verladen muß doch die ganze Nacht gedauert haben.«

Er zuckte die Achseln. Die Schafspisse wirkte und machte ihn mutiger.

»Sie müssen zum Wegschaffen Hilfe gehabt haben, und außerdem mindestens zwei ziemlich große Lastwagen.«

»Ich weiß nicht. Vielleicht. Hab< nichts gesehn. War ja die ganze Zeit gefesselt«, sagte meine sprudelnde Informationsquelle. Seine Aussprache wurde langsam undeutlich, sein Ton mißlaunig. Ich hätte ihm am liebsten mit Gewalt den Rotz aus der Nase gezogen. Natürlich im übertragenen Sinn.

Meine Gedanken rasten mit Lichtgeschwindigkeit. Ideen purzelten durcheinander wie Besoffene auf dem Tanzboden. Wie konnten mitten in Houston so viele Kanonen spurlos verschwinden? Ich hätte längst etwas darüber hören müssen, wer sie hatte oder wo sie waren. Ich konnte nicht recht glauben, daß nach so einem Streich zwei ganze Wochen vergangen sein sollten, ohne daß jemand geplappert hatte.

Ich versuchte es mit Bohren. »Haben Sie was aufgeschnappt, wo das Zeug hin sollte?«

Er schüttelte nur den Kopf. Seine Lippen waren fest zusammengepreßt, seine Hände umklammerten seine Knie.

»Haben sie das Zeug vielleicht nach Norden geschafft? Oder möglicherweise nach Galveston?«  
stocherte ich hartnäckig weiter.

Er gab keinen Ton von sich.

»Sind Sie sicher, daß Sie nichts gehört haben?«

Er saß da wie ein Holzklotz.

»Wahrscheinlich sind sie per Schiff außer Landes gebracht worden.« Das war das einzige, was Sinn ergab. In meinem Kopf klickte etwas – ich erinnerte mich, daß Bill Oswald vor etwa hundert Jahren genau das gesagt hatte. Bill wußte immer alles. Er hatte mir die Antwort schon gegeben. Warum in drei Teufels Namen hatte ich ihm nicht richtig zugehört? Wenn diese Gewehre noch in Houston wären, hätte ich mit Sicherheit davon erfahren. Beim Nachdenken hatte ich mich von dem Säufer abgewendet. Als ich ihn jetzt ansah, starrte er mich mit aufgerissenen Augen an. Ich lag richtig. Sie waren per Schiff aus dem Land gebracht worden.

»Also schön. Sie wissen überhaupt nichts. Jedenfalls danke, daß Sie mir Ihre Zeit geopfert haben«, sagte ich und grinste naiv.

»Oh, klar. Keine Ursache.« Er sah erleichtert aus, und seine Kinnlade hing herunter, als ich rausging. Ich schlenderte gemächlich durch das Lagerhaus nach draußen. Dann rannte ich die Stufen hinunter, sperrte

Anice ins Auto und hetzte wieder hinauf. Durch die Scheibe sah ich Woods am Telefon stehen und wild mit den Armen rudern. Sorgsam die Schatten nutzend schlich ich mich an den Büroverschlag an und betete, daß er sich nicht umdrehte und aus dem Fenster sah. Ich hätte mir keine Sorgen zu machen brauchen. Er war zu sehr mit Angst haben beschäftigt. Ich duckte mich, huschte hinüber und ging direkt an der Bretterwand in die Hocke, wo ich ihn panisch ins Telefon brüllen hören konnte.

»Das hat sie gesagt ... ist mir scheißegal, wer sie wirklich ist, wenn sie's weiß, wird sie's erzählen.« Er hielt inne, offenbar lauschte er Anweisungen. »Was machen wir denn jetzt? Ich wußte, daß wir das nicht vertuscht kriegen ... Du hast versprochen, daß es keine Untersuchung gibt. Du hast gesagt, wir hätten das dicke Geld hinter uns! Nein! Ich habe ihr nichts vorgesungen ... es wäre auch egal, sie weiß es sowieso.«

Es war Zeit, daß ich mich verdrückte. Ich kroch durch die Schatten zurück und war ziemlich stolz auf meine Schleichleistung, bis ich gegen einen Stapel Kisten stieß und prompt die oberste, vermutlich in der Badewanne gebrauter Gin, herunterkam. Ich drehte mich nicht erst um, ob jemand die Verfolgung aufnahm. Ich schoß so schnell zu meinem Wagen, daß Babe Didrickson vor Neid erbsgrün geworden wäre.

Ich hieb den Starter rein und fegte mit quietschenden Reifen vom Hof, ohne die Scheinwerfer einzuschalten. Ich fand die Gasse wieder und kroch im dicken Nebel zwischen den menschenleeren Lagerhäusern dahin. Jetzt blieben nur gedrückte Daumen und ein Gebet. Ich glaubte hinter mir jemanden schreien zu hören, aber mir war nicht danach, zu warten und ein Schwätzchen zu halten. Anice stand angespannt in meinem Schoß und spähte in die Nacht hinaus, wie ein Matrose im Mastkorb nach Land Ausschau hält. Ein riesiger Mann tauchte aus den Schatten, als sei er einem sumpfigen Grab entstiegen, und griff nach dem Auto. Sein Mund war wie ein in sein Gesicht gebranntes Loch. Er stöhnte peinvoll. Ich kreischte auf wie eine schwule Trine, der jemand ihr Handtäschchen wegreißen will, und rammte den Wagen um ein Haar in das nächste Gebäude. Ich trat das Gaspedal durch, Nebel hin, Nebel her. Als wir über die Eisenbahnschienen kamen, hatte ich so viel Tempo drauf, daß das Auto klapperte wie ein Würfelbecher. Anice und ich flogen hoch, mein Kopf krachte hart genug gegen das Autodach, um einen Schädelbruch zu riskieren, und ich verlor fast die Kontrolle über den Wagen. Anice machte ein verächtliches Gesicht, als sie ihre Position auf meinem Schoß wieder einnahm.

Wir flogen über die Brücke des Buffalo Bayou, als hatten wir Flügel an den Reifen, dann schossen wir durch die nächste Lagerhausmeile, so finster und beängstigend wie ein leeres Portemonnaie im Schlußverkauf bei Saks in der Fifth Avenue. Ich hatte die Scheinwerfer angeschaltet, als ich sicher war, daß mir niemand folgte, obwohl sie nicht viel nützten, weil der Nebel das Licht reflektierte und mich blendete. Ich raste geradeaus, bis ich nach Westen Richtung Stadtzentrum einbiegen konnte. Die bunt glitzernden Lichter der Innenstadt erschienen mir tröstlich wie ein Leuchtturm auf hoher See.

Vor einem Billardsalon blieb ich stehen, lehnte mich im Sitz zurück und atmete tief durch. Ein Mann im Trenchcoat lehnte an der Hauswand und kaute auf einem Zahnstocher. Er grinste und nickte herüber, während ich im Auto saß und den vorbeihastenden Leuten zusah, unterwegs in Clubs zum Tanzen oder in Biergärten, um zu trinken, bis sie glaubten, daß sie sich mochten. Und dann weiterzutrinken, in der Hoffnung, daß sie irgendwann noch jemand mögen würde.

Ich sah eine Weile zu, dann startete ich den Wagen wieder und fuhr rückwärts aus der Parklücke. Der Mann an der Hauswand winkte und lächelte. Ich winkte zurück. Dieses Gefühl war etwas, das eine Flasche dir nicht geben konnte. Es beruhigte mich, und ich lenkte

**zur Caroline Street und rollte durch den Nebel bis zu  
Susie Nobles Haus.**

Ich mußte ein paar Blocks entfernt von Susies Haus der Freuden parken, denn es war Samstagabend und Hochbetrieb, der Laden platzte aus allen Nähten. In der ohnehin sehr beliebten Bar spielte am Wochenende immer eine kleine Jazzband. Viele Leute kamen wegen der Huren, aber noch viel mehr kamen wegen der Musik und der Gesellschaft. Die River Oaks-Snobs fanden das Lokal schick, und ihre Frauen nannten es prickelnd aufregend. Viele genossen es, Freunde zu schockieren, indem sie beiläufig-lässig erwähnten, daß sie den Samstagabend in Begleitung bei Susie verbracht hätten.

Ein hünenhafter Rausschmeißer namens Tiny öffnete mir die Tür, ein breites Lächeln im Gesicht, und nahm Anice an seine Brust. »Ah, du hast deinen Wachhund mitgebracht, Hollis.«

»Klar doch. Hast du einen Tisch für uns, Tiny?«

»Ich wette, daß sofort einer frei wird.«

»Ich wette, daß du das schaffst, Tiny.«

Er führte mich in die Bar, gab mir Anice zurück und ging zu einem Tisch, an dem zwei junge Männer Anfang dreißig saßen. Sie sahen aus, als hätten sie sich

nie von ihrer Zeit in der texanischen Studentenverbindung erholt. Sie erinnerten mich an Moskitos, trugen Abendkleidung mit weißen Krawatten, und ihre spitzen, weißen Blutsaugergesichter glänzten vor Sauberkeit und unwiderruflicher Seichtheit.

Tiny lehnte sich vor und flüsterte etwas in ihre glänzenden rosa Öhrchen. Ihre Gesichter wurden trüb, und sie stritten mit ihm. Schwerer Fehler. Er packte sie am Kragen, schleifte sie zur Theke und setzte sie dort auf zwei Barhockern ab. Dann wandte er sich um, schob die Jackettärmel wieder über seine massiven Unterarme und rückte die Krawatte zurecht. Er lächelte und winkte mich an den Tisch. Als ich an den Moskitos vorbeikam, hörte ich einen sagen, sein Vater würde etwas unternehmen, sobald er erführe, »daß diese –«. Er senkte die Stimme, aber ich brauchte keine Hellseherin, um mir den Rest seines Satzes denken zu können. Der Barkeeper lehnte sich rüber und raunte ihnen etwas zu, woraufhin sie sehr still wurden.

Ich setzte mich, und ein Kellner brachte einen Bourbon mit Wasser für mich und eine Schale Wasser für Anice, die auf meinem Schoß saß.

Ein paar Minuten vergingen, bevor Susie im Eingang erschien, an meinen Tisch kam und sich niederließ. Sie sah besorgt aus.

»Was ist eigentlich los, Hollis? Lieutenant Brumfield war vorhin hier und sagte, Colette sei heute nachmittag ermordet worden. Er war reif für die Zwangsjacke, machte einen Mordsaufstand und drohte den Leuten alles mögliche an, wenn sie nicht redeten. Lieber Himmel, niemand hier weiß etwas. Er hat gedroht, den Laden dichtzumachen.«

»Ja, er hat Sorgen. Hat er Darryl Wade erwähnt?«

»Nicht ausdrücklich. Aber er hat gefragt, ob außer Joe noch andere Polizisten zu Colette kamen.«

»Was hast du ihm erzählt?«

»Die Wahrheit. Darryl Wade kam manchmal mit Joe zusammen, und gelegentlich rief er sie an. Warum?«

Ich erzählte ihr, was passiert war und was ich daraus für Schlüsse zog. Ich wurde ruhiger. Der Whiskey tat seinen Teil dazu. Ich blieb, bis ich den Besuch bei Lily nicht länger aufschieben konnte. Ich sah dem Rest des Abends ohne Begeisterung entgegen. Ich schleppte mich nicht direkt zum Wagen, aber ich tanzte auch nicht gerade vor Freude.

Vorsichtig fuhr ich durch die kalte, neblige Nacht, das Gefühl, Unrat zu riechen, nahm mit jedem Klicken des Kilometerzählers zu. Als ich die Einfahrt erreichte, schaltete ich die Scheinwerfer aus. Ich weiß nicht, warum ich das tat, aber ich tat es. Vielleicht war es einfach die uralte Schreckensvorstellung, daß alle

Hausbewohner hinter den Vorhängen lauern und gaffen und kichern und mit dem Finger auf dich zeigen.

Auf jeden Fall rammte ich prompt das Heck eines anderen Wagens, der in der Auffahrt geparkt war, und vor meinen Augen tauchte das entsetzliche Bild auf, wie ich für den Rest meines Lebens jeden Gehaltsscheck gepfändet bekam, weil der verfluchte Packard davon wiederhergestellt werden mußte. Ich nahm die Taschenlampe aus dem Handschuhfach, um den Schaden zu inspizieren. Es gab keinen Schaden, was für ein Glück, und noch größeres Glück: Es war gar nicht der Packard. Es war ein kastanienbrauner 34er Ford, und er sah unangenehm vertraut aus.

Ich ging noch einmal an meinen Wagen, wischte mir mit einem Kleenex die Stirn und tätschelte Anice. »Du mußt hier drinnen warten, kleines Mädchen«, sagte ich und räusperte das Zittern aus meiner Stimme. Dann ging ich zur Haustür und klingelte. Ich hörte den Gong im Inneren tönen und dachte, gleich würden meine Knie unter mir nachgeben.

Der Butler machte auf und verkündete, Mr. Delacroix habe angeordnet, mich ins Wohnzimmer zu führen. Wieder folgte ich ihm den Gang hinunter bis zu dem weißen Raum. Er öffnete die Tür und dienerte mich hinein. Andrew Delacroix, im bordeauxroten Seidensmoking mit schwarzer Hose, lehnte lässig am

Kaminsims. Darryl Wade saß in seinem verkrumpelten Anzug auf dem weißen Sofa.

»Hallo zusammen«, begrüßte ich sie ruhig. Meine Stimme kratzte nicht mal.

»Guten Abend, Miss Carpenter. Sehr freundlich, daß Sie sich herbemüht haben. Mr. Wade und ich haben Ihre Ankunft mit Ungeduld erwartet. Amüsant, wie die Dinge sich nun offenbar zusammenfügen. Meine Frau wird sich uns gleich anschließen.« Er lächelte höflich. Das Lächeln kam bei weitem nicht in die Nähe seiner Augen.

Ich sah Darryl Wade an. Er grinste gepreßt. Ich grinste zurück. Wir waren ein fröhliches Grüppchen.

Lily kam herein, sah uns einander anfleischen wie Paviane und lächelte zögernd mit einem leichten Stirnrunzeln der Verwirrung. Sie trug ein schwarzes Samtabendkleid und war schöner als je zuvor. Jedesmal, wenn ich sie sah, erwischte mich ihre Schönheit wie ein tiefer Schreck.

»Meine Liebe«, sagte Delacroix zu ihr, »ich möchte dir Sergeant Darryl Wade vom Polizeipräsidium Houston vorstellen.«

»Guten Abend, Sergeant«, sagte sie höflich.

»Der Sergeant ist hier, um deinen neuen Schatz wegen Mordes zu verhaften.«

Es überraschte mich nicht. Nichts hätte mich jetzt noch Überrascht.

Einen Sekundenbruchteil lang lachte Lily auf. Ihr Lachen erstarb, als sie sah, daß niemand scherzte. Sie schaute mich an, völlig verwirrt.

»Keine Sorge«, sagte ich, lächelte zuversichtlich und hob protestierend die linke Hand. Meine Nackenhaare standen hoch wie bei einem Stachelschwein. »Sie machen Witze.«

»Nein, Ma'am, wir machen keine Witze«, knarzte Wade rauh. Er stand auf und zerrte ein Paar Handschellen aus seiner Gesäßtasche. »Ich muß sie mitnehmen. Sie hat in dieser Woche zwei Menschen getötet. Gott sei Dank haben wir sie erwischt, bevor sie Sie auch umbringen konnte, Ma'am. Sie ist nicht zurechnungsfähig. Bei diesen Perversen kann man ja nie sagen, wann sie durchdrehen. Sie sind krank. Jedenfalls nehme ich sie mit. Sie wird Sie nie wieder belästigen.«

In Lilys Augen stand Angst. »Was geht hier vor, Hollis? Wovon redet er?«

»Ruf das Revier an, Lily. Frag nach Frank Brumfield. Sag ihm, er soll herkommen, so schnell er kann. Sag ihm, Wade ist hier.« Ich ließ Wade nicht aus den Augen, während ich sprach. Der Hundesohn war wirklich verrückt.

Lily ging aufs Telefon zu, verwirrt, aber gewillt mir zu glauben.

»Du rührst den Apparat nicht an.« Andrew Delacroix' Stimme durchschnitt den Raum wie ein Peitschenknall. »Halt dich da raus, Lily.«

Sie ignorierte ihn und nahm den Hörer des weißen Telefons ab. Er ging hinüber, riß ihn ihr aus der Hand und zog mit einem Ruck das Kabel aus der Wand. Na schön, so viel zu diesem Versuch.

Lily hielt sich die Hand vor den Mund, ihre Augen waren riesig, als sie vor ihrem Mann zurückwich. »Du erklärst mir jetzt, was das bedeuten soll, Andrew. Du glaubst doch nicht im Ernst, daß Hollis jemanden getötet hat.«

»Doch, das hat sie. Behindere das Gesetz nicht, Lily.«

»Fahr zur Hölle, Andrew!«

Da schlug er sie. Hieb ihr den Handrücken über den Mund. Meine Hand spannte sich um die 38er in meiner Tasche, während ich zusah, wie sie einen Schritt zurücktrat und in den nächsten Stuhl sank, ihr Gesicht eine Mischung aus Schmerz und Verblüffung. Ich spielte mit dem Gedanken, ihm den Schwanz abzuschießen, aber ich mußte fürchten, ihn zu verfehlen und eher eine Vase oder etwas anderes Wertvolles zu treffen. Ich hatte erwartet, daß Delacroix ihr zeigte, was für ein

Arschloch er in Wirklichkeit war, aber dies war mehr, als ich bestellt hatte.

Wade lächelte gefährlich. Er hatte das Scharmützel keines Blickes gewürdigt. Seine kleinen, gemeinen schwarzen Knopfaugen waren kalt wie Radkappen im Schnee.

»Was wollen Sie denn machen, Wade? Mich für zwei Morde festnehmen, die Sie selbst begangen haben? Was haben Sie vor – mich auf dem Weg umlegen und behaupten, ich hätte zu fliehen versucht? Sie können sich doch beim besten Willen nicht einbilden, daß Sie mit dem alten Hut wirklich durchkommen.«

Er antwortete nicht. War sein Grinsen vielleicht einen Hauch breiter geworden?

»Frank weiß schon, daß Sie es waren. Er stellt gerade den Haftbefehl auf Sie aus«, log ich.

Unbeeindruckt starrte er mich an.

»Sie glauben mir nicht? Rufen Sie Susie Noble an. Fragen Sie sie. Er war vorhin dort und hat Fragen über Sie gestellt, Wade. Na, los – rufen Sie an. Natürlich werden Sie ein anderes Telefon benutzen müssen als das da.« Meine Gedanken wirbelten, ich mußte ihn aus dem Zimmer kriegen.

Ich glaubte zu sehen, daß sein Lächeln eine Spur nachließ, kaum wahrnehmbar. Delacroix mußte es auch gesehen haben.

»Verdammt nochmal, Wade! Hör nicht auf sie. Merkst du denn nicht, daß sie lügt? Mach endlich und schaff sie hier raus.«

»Seien Sie kein Narr, Wade«, bellte ich. »Sie stecken schon tief genug drin, ohne daß Sie mich auch noch umbringen. Machen Sie denn alles, was dieses reiche Schwein befiehlt? Sie können ja doch nicht immer weiter einfach alle umlegen, die etwas wissen.«

Ich sah Schweißtropfen auf seiner Stirn. Ich hoffte, daß Angst der Auslöser war und nicht das Feuer, das gemütlich im Kamin flackerte. Es kam mir ganz seltsam vor, daß etwas so ungetrübt Behagliches wie ein Kaminfeuer es in diesem Raum aushielt. Ein bißchen wie ein Sänger, der singt und singt, während das Publikum von Maschinengewehren niedergemäht wird. Wade mußte im Augenblick ziemlich unter Druck stehen.

»Wirst du sie jetzt endlich umlegen, du Trottel!« fuhr Delacroix ihn an. In Wades Blick veränderte sich etwas.

»Mögen Sie es, wenn man Sie einen Trottel nennt, Sergeant? Für ihn werden Sie das immer sein, das wissen Sie doch. Sein Trottel vom Dienst. Nichts als seine uniformierte Marionette. Jemand, den er sich hält, um seinen Dreck aufwischen zu lassen, so wie er das Hausmädchen die Toilette putzen läßt«, höhnte ich weiter. »Wieviel hat er hingelegt dafür, daß Sie die

Gewehre klauen? Bei dem Preis, den Sie für die Geschichte zahlen werden, hoffe ich nur, es hat sich gelohnt. Und diese beiden Pinsel, die er angeheuert hat, um in meine Wohnung einzubrechen und nach einer Story über diese verfluchten Knarren zu suchen, die ich überhaupt nie geschrieben habe. Und siehe da, es fand sich mein Adreßbuch mit Joes Namen darin. Er hat Sie doch in der Nacht noch angerufen und angewiesen, Joe zu erledigen, nicht wahr? Und Sie, folgsam wie ein Hündchen, haben es getan.«

Ich unterbrach mich, um zu sehen, ob er reagierte. Fehlanzeige. Nur, daß Andrew Delacroix mit einem Mal beherrscher, gelassener und überlegener als je zuvor aussah. Lily saß auf ihrem Stuhl und schaute allem zu. Dann und wann rollte langsam eine Träne über ihre Wange.

»Vielleicht hatten Sie gar nichts dagegen, Joe zu töten – auf diese Weise gehörte Colette Ihnen allein. Und Joes Anteil an der Beute, das sollten wir auch nicht vergessen. Aber Sie müssen Joe vermissen. Schließlich war er ein guter Freund von Ihnen.« Ich lachte leise.

Wade machte endlich den Mund auf. »Nur zu Ihrer Information, niemand brauchte mir zu sagen, daß ich Joe erledigen mußte – er wollte plappern. Sein verdammtes Gewissen hat ihn schließlich reingeritten.« Er grinste höhnisch und griff unter seinen Mantel, zog

eine 45er aus dem Schulterhalfter und richtete sie auf mich.

Jetzt war es an Andrew Delacroix, leise zu lachen. Die Mündung der Waffe war etwa so groß wie das Rohr einer Ölleitung. Jeder Zoll meines Körpers schmerzte, als hätte ich die Grippe. Ich erwog, mich zu setzen. Er würde nicht so leicht erklären können, wie es kam, daß eine Mordverdächtige beim Fluchtversuch auf der Couch saß, als er schießen mußte. Andererseits würde ich so meine Waffe nicht schnell genug aus der Tasche ziehen können. Genauer betrachtet, würde ich das wohl auch im Stehen kaum schaffen, aber ich blieb für alle Fälle trotzdem stehen. Ich verlagerte mein Gewicht aufs linke Bein, weil mein Knie schmerzte. Bei meiner Bewegung entsicherte Wade den Revolver.

»Los jetzt«, knurrte er. »Es interessiert mich nicht mal, ob sie mir glauben oder nicht. Dich fertigzumachen wird mir jedenfalls ein Vergnügen sein.«

Lily schluchzte leise. Ich wußte diesen Ausdruck ihrer Zuversicht zu schätzen.

»Halt, warten Sie doch, Wade«, greinte ich und haßte mich selbst dafür, aber ich sah, wie er es genoß und daß es ihn ein wenig entspannte. Gut. »Ich will bloß noch ein bißchen mehr wissen, bevor wir gehen.«

Er sagte nichts, aber er kam auch nicht auf mich zu. Ich hoffte, es würde ihn nicht stutzig machen, daß ich

meine Hände in den Taschen behielt, obwohl es warm im Zimmer war. Andererseits, warum sollte er damit rechnen, daß ich bei einem privaten Besuch eine Waffe dabei hatte.

»Also, Colette kam dahinter, daß Sie Joe getötet haben. Entweder hat sie es Ihnen gesagt, oder Sie haben mitgehört, als sie mit mir telefonierte, oder Sie haben einfach an ihrer Art gemerkt, daß sie Bescheid wußte. Also brachten Sie sie um. Okay.«

»Ich hatte deine Karte auf dem Cocktailtisch liegen sehen, da wußte ich, daß was faul war. Ich fragte sie danach, und sie fing an zu plärren und herumzulügen – ich hasse verlogene Plärrsusen.«

»Das erklärt natürlich, warum Sie ihr den Schädel eingeschlagen haben. Erinnern Sie mich also daran, nicht zu plärren.« Ich grinste Andrew Delacroix an. »Nur um sicher zu sein, daß mir nichts entgangen ist – Sie haben die Gewehre stehlen lassen, um sie nach Bolivien zu schicken, oder? Darauf bin ich schließlich gekommen. Es hat ein Weilchen gedauert, weil ich etwas schwer von Begriff bin. Dann fand ich neulich in der Zeitung ein Bild von Joe Allard, Oberhaupt der Curtiss-Wright-Fluggesellschaft und angeklagt, Waffen nach Bolivien geschmuggelt zu haben. Der Kongreß hat zwar strikte Neutralität beschlossen und Order gegeben, sich aus dem Grenzkrieg zwischen Bolivien

und Paraguay herauszuhalten, aber das macht ja nichts. Ihr reichen Jungs steht schließlich über dem Gesetz, nicht, Delacroix? Warum zum Teufel halten Sie sich bloß für so erhaben?«

Er zuckte die Achseln und lächelte spöttisch. »Ich halte mich gar nicht für erhaben – es ist nur von Zeit zu Zeit unumgänglich, sinnlose, von einem weltfremden Kongreß verabschiedete Gesetze zu übertreten. Unsere Gesetzgeber erkennen manchmal nicht, was das Beste für unser Land und seine Bündnispartner ist. Bolivien braucht unsere Hilfe – und übrigens habe ich in der bolivianischen Armee den Ehrentitel eines Colonels, Miss Carpenter.«

»Soll das ein Witz sein?« explodierte ich. »All das nur, weil der arme kleine reiche Junge Krieg spielen will? Ich hätte ja wissen müssen, daß Sie verrückt sind, als ich Ihr Kriegsspielzimmer da drüben gesehen habe. Lily sagte, Ihr Vater hat Ihnen diesen Scheiß vererbt. Was zum Teufel ist in diesem Haus eigentlich los – Sie spielen Krieg und lassen Leute ermorden, um Ihren toten Vater zu amüsieren, und Lily hat einen sadistischen Irren geheiratet, um ihre Mutter glücklich zu machen. Zu schade, daß ich umgelegt werde und nicht mehr nachhaken kann, was wirklich mit Lilys erstem Ehemann passiert ist. Ich frage mich, wo Sie in der Nacht waren, als er starb. Aber ich schätze, das

spielt jetzt auch keine Rolle mehr. Sie sind definitiv für den Tod von drei Menschen verantwortlich!«

Wade sah verwirrt aus, als ich das sagte.

»Oh, und ob, Wade. Haben Sie denn nicht von Cotton Peeples gehört? Diese dumme kleine Vogelscheuche. Damit hatten Sie nichts zu tun, Wade, oder?« Ich wandte mich wieder Delacroix zu, der gelangweilt die Brauen hob. Nichts berührte ihn.

»Das hat mich tatsächlich verwirrt, Mr. Delacroix. Eine Zeitlang dachte ich, Cotton wollte mich umbringen. Da kann man mal sehen, wie selbstbezogen ich bin. Es hat ein bißchen gedauert, bis ich darauf kam, daß er es auf Ihre Frau abgesehen hatte. Ich fragte mich immer wieder, woher er gewußt haben sollte, daß ich am Rice Hotel sein würde. Hatte er nicht. Aber er hatte gewußt, daß Ihre Frau da sein würde. Sie hat mir selbst gesagt, daß sie jeden Freitagabend hingeht. Sie haben also versucht, sie ermorden zu lassen. Warum? Wegen ihres Geldes? Oder waren Sie es einfach leid, mit einer zusammenzuleben, die Sie nicht liebt? Warum haben Sie nicht einfach die Scheidung eingereicht, Sie wahnsinniges Arschloch? Es war das Geld, oder? Sie wollen an ihr Geld – vermutlich, um Ihre Armee zu sanieren. Es ist wohl schwer, mit Ihrem lumpigen Vermögen einen Krieg zu unterhalten – dazu brauchten

Sie auch ihres. Ich wette, Sie waren mächtig überrascht, als Sie nach Hause kamen und sie lebendig vorfanden.«

Lily starrte in ihren Schoß und weinte lautlos.

»Ich weiß nicht, wovon Sie reden«, sagte Delacroix ruhig.

»Und ob Sie das wissen. Sie haben vor, sie umzubringen und es mir anzuhängen – der eifersüchtigen Lesbe –, oder vielleicht nehmen Sie auch Wade hier als Sündenbock – der durchgedrehte Killerpolyp. Eins von beidem. So oder so gehen Sie davon aus, daß wir drei schon sehr bald tot sein werden. Ein richtiges Blutbad, und Sie bleiben als einziger übrig. Großer Gott! Sie müssen wirklich vollständig geistesgestört sein, um zu denken, daß Sie damit durchkommen.« Ich brach in schallendes Gelächter aus und hoffte, daß es mir damit gelang, ihn aus der Ruhe zu bringen. Es klappte besser, als ich im Sinn gehabt hatte.

»Töte sie. Los, schieß schon!« schrie er Wade an, Hysterie in der Stimme. Junge, wenn so einem kalten Fisch mal die Nerven reißen, dann reißen sie richtig. Da kann man mal sehen, an was für einem dünnen Fädchen ihre Beherrschung hängt.

Wade starrte Delacroix mit offenem Mund an. Anscheinend glaubte er wenigstens einen Teil meines Geschwafels.

»Na los, nun schieß endlich, du hirnloser Hurensohn!«

Das hätte er nicht sagen sollen. Er war zu weit gegangen. Wades Mund schloß sich abrupt, und ein stumpfes Rot pirschte sich von seinem Kragen aus an sein Gesicht heran wie ein Jäger an einen Hirsch.

»Bist du taub? Leg sie um.« Er stürzte sich auf Wade und grabschte nach der Pistole. Wade sah verwirrt aus und nahm den linken Arm hoch, um Delacroix abzuwehren. Delacroix schlug gegen den Arm, und Wade feuerte reflexartig eine Kugel in Delacroix' Magen. Ich riß meine Kanone heraus und brüllte Wade an, seine Waffe fallenzulassen. Er fuhr wild zu mir herum. Ich schoß und betete. Er grunzte, und seine Hand senkte sich, kam dann wieder hoch, um auf mich anzulegen. Ich feuerte nochmal, dann nochmal. Er ließ die Waffe fallen und sackte gegen die Wand und rutschte langsam daran herunter. Er war tot, bevor er den Boden erreichte.

Lilys Mund war weit geöffnet, und sie schien lautlos zu schreien. Der Butler platzte zur Tür herein, und ich brüllte, er solle sie aus dem Zimmer bringen. Ich schien einfach nicht imstande zu sein, irgend etwas in normaler Lautstärke von mir zu geben, jedesmal, wenn ich den Mund aufmachte, kam Gebrüll heraus. Er nahm sie ohne eine weitere Frage am Arm und schob sie aus

dem Salon. Delacroix stand immer noch da, preßte eine Hand auf seinen Magen und starrte auf das Blut, das zwischen seinen Fingern hervorquoll. Sein Mund ging auf und zu, und er sah mich voller Entsetzen und Verwirrung an.

Ich ging zu ihm und half ihm in einen Sessel. »Nicht ganz der Ausgang, den Sie erwartet hatten, was, Mr. Delacroix?«

Ich war müde. Das Zimmer war nun nicht mehr so weiß. Mir war elend vom Anblick des Blutes, und ich setzte mich auf die Couch. Ich schaute auf die Waffe in meiner Hand und warf sie von mir. Ich hatte noch nie auf jemanden geschossen.

Delacroix gab kehlige Geräusche von sich. Ich wollte raus aus diesem Zimmer, weg von ihm. Aber seine Augen flehten mich an, zu bleiben. Er hatte Angst.

Ich wartete dort, bis die Polizei und ein Krankenwagen eintrafen. Sie brachten Delacroix in die Unfallaufnahme des Richmond Hospital. Er starb ein paar Stunden später auf dem Operationstisch. Es war ganz gut so. Zumindest vereinfachte es die Dinge.

Ich rief Gael und Katharine an. Sie blieben bei mir, solange ich mit der Polizei sprach. Ich war die ganze Nacht auf und berichtete alles wieder und wieder und wieder, bis sie schließlich zufrieden waren. Sie glaubten mir schon, so war es nicht, aber sie wollten mich einfach

dabehalten, um mir das Leben sauer zu machen. Lilys Hausarzt war vorbeigekommen und hatte ihr etwas gegeben, damit sie schlief. Katherine kümmerte sich um alles, rief Lilys Eltern an und blieb bei ihr, während Gael und ich die Presseleute abfertigten.

Ich kam nicht vor zehn Uhr am darauffolgenden Morgen nach Hause und in mein Bett, und Anice war genauso erschöpft wie ich. Am Nachmittag wachte ich auf und fühlte mich wie eine verwesende Leiche. Ich duschte und zog mich für Joes Beerdigung an. Gael kam vorbei, um mich zum Bestattungsinstitut und anschließend zum Friedhof zu fahren. Ich hatte bereits um Joe geweint, jetzt war ich wütend auf ihn. Aber früher oder später würde ich ihm wohl verzeihen können und ihn ruhen lassen.

Gael und Katherine gingen stellvertretend für mich zu Delacroix' Beerdigung. Ich ging davon aus, daß meine Anwesenheit etwa so passend und geschmackvoll gewesen wäre wie Kameldung in einer Punschschale aus Bergkristall, zumindest, was Lilys Freunde und Familie anging.

Am Nachmittag nach Andrews Begräbnis rief Lily an und sagte, ihre Mutter halte es für eine gute Idee, wenn sie eine Zeitlang aus der Stadt hinauskäme, und habe für den selben Abend einen Flug nach Mexiko gebucht. Lilys Eltern besaßen eine Villa am Stadtrand von

Mexico City, und sie würden alle zusammen für eine Weile dorthin gehen, anschließend vielleicht nach Europa. Sie mußte über alles, was geschehen war, in Ruhe nachdenken. Ich sagte, daß ich das verstand.

Ich verstand es. Ich war die Unglücksbotin – die alten Griechen richteten solche Leute hin. Ich hatte Blut und Häßlichkeit in ihr Leben getragen, und jetzt wurde ich innerlich hingerichtet.

Frank Brumfield rief am nächsten Tag an und berichtete, daß die Kugeln aus Wades Waffe identisch mit dem Geschoß waren, das Joe getötet hatte. Außerdem erzählte er, daß sie in Wades Kofferraum den Polizeiknüppel gefunden hatten, der benutzt worden war, um Colette den Schädel einzuschlagen.

Anice und ich gingen in den folgenden Wochen ziemlich vor die Hunde. Wir schlichen jämmerlich durchs Haus und lebten hauptsächlich von Kuchen und Schokolade. Ich zog nie was anderes als einen Bademantel an, und Anices Bärtchen wurde glanzlos und verfilzte. Wie ich aussah, weiß ich nicht, weil ich nicht in den Spiegel sah – ich war zwar verrückt, aber so verrückt auch wieder nicht.

In der Zeitung las ich, daß die aus der Beweisaufnahme entwendeten Waffen sichergestellt werden konnten, als das Schiff, das sie an Bord hatte, in Südamerika anlegte. In Washington war eine

Untersuchung im Gange, bei der verschiedene Abgeordnete der Vereinigten Staaten durchleuchtet wurden, die vermutlich mit Delacroix unter einer Decke gesteckt hatten – was die Abstecher nach Washington und die Limousine am Flughafen erklärte. Fein – das hatte mir noch Kopfschmerzen gemacht –, nun konnte ich in Frieden sterben.

Als etwa zweieinhalb Wochen vergangen waren, zog ich mich an, und Anice und ich schleppten uns hinaus zum Wagen und rollten die Woodhead Richtung South Boulevard hinunter, zu Bill Oswalds Heimstatt.

Der Leibwächter in Cowboykluft führte mich ohne Voranmeldung in Bills Büro. Vermutlich hatte er besondere Anweisungen erhalten. Bill umarmte mich, dann nahm er Anice hoch und umarmte auch sie. »Du siehst aus wie ein Stück Scheiße«, bemerkte er galant.

»Ich fühl mich wie ein Stück Scheiße.«

»Also, setz dich her und erzähl mir, was los ist.«

So setzte ich mich hin und erzählte ihm von Lily. Er nickte und knurrte passende Kommentare und verabreichte mir ein wunderbares Mittagessen, das ich trotz meines gebrochenen Herzens verputzte. Anice aß sogar noch schneller als ich und rülpste hörbar, als sie fertig war. Ich kam schließlich zum Grund meines Besuchs. »Fährt nicht einer von deiner Totschlägertruppe einen grünen Chevrolet, Bill?«

»Ich glaube schon – warum?«

»Hast du ein paar von deinen sogenannten Stallknechten an meine Fersen gepflanzt, um mich zu beschützen?«

»Du hast so eine blühende Phantasie, Hollis.« Er kicherte und schlürfte seinen Wein.

»Erzähl das mal Cotton Peeples.«

»Wer zum Donner ist denn Cotton Peeples?«

»Der Ganove, den ein oder mehrere unbekannte Totschläger vor ein paar Wochen vor dem Rice Hotel über den Haufen geschossen haben.«

»Ach, ja. Ich meine mich zu erinnern, daß ich sowas in der Zeitung gelesen habe.«

»Darauf wette ich. Hast du auch gelesen, daß Tully Kirk von einem Kerl in Cowboykluft zusammengeschlagen worden ist? Hast du einen deiner Jungs raufgeschickt, damit er ihn überredet, mit mir zu kooperieren, Bill?«

»Also wirklich, Hollis!« Er war ausgesprochen entrüstet, was hieß, daß ich auch damit richtig lag.

»Bill, ich hab<sup><</sup> dir schon mal gesagt, ich kann selbst auf mich aufpassen.«

Er grinste. »Habe ich dir je gesagt, daß du wie eine Tochter für mich bist, Hollis?«

Ich schüttelte den Kopf und lächelte schwach. »Schätze, ich geh<sup><</sup> dann mal. Ich bin müde.«

Ich wickelte Bills Nachtisch zum Mitnehmen in eine Serviette, schnappte mir Anice und ging nach Hause.

Das Telefon klingelte, als wir ins Haus geschlurft kamen. Ohne Interesse ging ich ran.

»Hollis?«

»Ja?«

»Hier ist Lily«, erklärte sie unnötigerweise.

Mein Herz klopfte wie eine Dampftramme. »Ja.«

»Ich hatte Heimweh.«

»Du hattest? Wo bist du denn?«

»Ich bin am Hauptbahnhof. Wäre es eine sehr große Zumutung, wenn ich dich bitten würde, mich abzuholen?«

»Meinst du den Hauptbahnhof in New York oder den Hauptbahnhof in Houston?«

»In Houston, du Dummchen«, lachte sie.

»Jetzt sofort?« fragte ich.

»Wann immer es dir paßt.«

»Das Quietschen, das du da hörst, sind die Reifen meines Wagens, der gerade draußen losjagt.«

Sie lachte wieder.

»Ich liebe dich.«

»Ich liebe dich auch.«